Staatliche Bibliothek
Regensburg

III. 520.
Germ 165/2
Schmidtgen

Die
Liebe am See
bei
Vollmersgrün.

Von

J. G. D. Schmiedtgen.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe.

Eisenberg,
bei J. W. Schöne und Komp.
1807.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
165/2

Die

Liebe am See

bei

Vollmersgrün.

Zweiter Theil.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Staatliche Bibliothek
Regensburg

„Bist Du wieder da?“ Sagte der Geheimerath Abends bei seiner Ankunft zu seinem Sohne. — „Du weißt doch, was mit mir vorgeht?“

„Ich glaube.“

„He, he, he; ja siehst Du. Rasch — wenn man was Gutes haben will. Das Langweilige von Deiner Mutter wird dir zeitlebens anhängen.“

„Das Gute ist oft nur beziehungsweise gut.“

„Keine Sentenzen. Sie taugen nicht fürs wirkliche Leben. Laß Du sie dem Katheder.“

„Aber, mein Vater, bei —“

„Kein aber: denn, genau gesprochen, Du willst nun die Reue über Deine Unentschlossenheit niederkämpfen. Hab' ich nicht als Vater genug gethan? Hab' ich Dir nicht Mathilden gleichsam zuerst zugeführt? Erkenne, wie so ganz uneigennützig ich gegen Dich war und bin."

„Meine Pflichten als Mensch und Sohn sind mein tägliches Augenmerk, um so mehr —"

„Ein göttliches Mädchen, bei Gott! Und ihr Geschmack! Komm jetzt, komm und sieh! Du wirst staunen. (Der Geheimerath eilt in sein Zimmer; Otto tritt ihm nach und spricht:)

„In der That, bei der kurzen Zeit hat der Zufall viel gethan."

„Was Zufall? Daß Du doch alles nach dem Maaßstabe Deiner Langweiligkeit messen willst. Gebildete und entschlossene

Menschen finden sich bald. Sie greifen zugleich ins Rad der Schicksale, und schaffen sich gemeinschaftlich das Glück, das der Träge nie findet."

„O mein Vater. Möchten Sie doch ununterbrochen glücklich seyn! Dies ist mein heißer, mein —"

„Laß das jetzt. — Sieh nur, sieh nur! (Oefnet einige Glaskasten.) Welche Pracht! Hast Du je was Schöneres gesehen?"

„Wenn Sie erlauben. Manches scheint mir doch als Nachbildung der Natur ein zu reitzendes Farbenspiel zu haben."

„Gegenstände der Kunst. Vergiß doch das nicht. Die Kunst liefert das im vollkommenen Grade, was der Zufall in der Natur so oft verdirbt."

„Bei Gegenständen der Art muß die Kunst vorzüglich die Gränze des vollkommenen genau kennen.“

„Sieh diese Birne. Ists nicht, als ob sie von meinem Baume in der Ecke rechter Hand gepflückt wäre?“

„Meinen Sie die Muskatenbirne?“

„Nicht doch, man nennt sie die Zuckerbirne. — Und hier, die schöne Politur von der großen Herzkirsche. Unübertrefflich schön! Und nun rathe, wie ich dies pomologische Kabinet erhalten habe?“

„Doch wohl — —“

„Ja, ja, sie hat mirs geschenkt. O ein Mädchen sonder gleichen. (Otto seufzt.) Wie schön für meinen Kunstgeschmack berechnet. Und nun betrachte die Kasten. Wie niedlich!“

„Recht schön.“

„Höre, mir fällt was ein." Du dichtest ja."

„Meine Versuche sind wohl nicht Dichtungen zu nennen."

„Ach so sprechen nur Mädchen, die man loben soll. Auf den Dienstag werden wir getraut, könntest Du da nicht ein Gedicht machen, wo du das pomologische Kabinet mit hinein brächtest?"

„Dieser Auftrag würde wohl für mich zu schwer in der Ausführung seyn."

„Zu schwer? warum das?"

„Ueberdies kann ich über meine Zeit nicht gebieten; da mich mein herzoglicher Befehl unverzüglich von hier wegruft."

„Was redst Du da?"

„Sie werden sich sogleich selbst überzeugen." (Otto holt das Schreiben des Herzogs.)

„Im Ernst? Ein herzoglicher Befehl? Zeig' doch. (liest) Was zum — — Berg-

rath! Du, Bergrath? (Freundlich langsam.) In der That viel, mein Sohn, sehr viel. Ich hoffe, Du wirst Dich ferner Deiner Geburt und diesem Charakter gemäß betragen.“

„Als der treuste Staatsbürger, der strenge den Weg der Pflicht und Ehre geht.“

„Tradeldidel — (schneller) Bergrath! — Ja da kannst Du sehen, wie viel es wirkt, wenn man auf die Ehre seines Hauses hält. Hätte ich nicht immer darauf gesehen, ich glaube nicht, daß der Herzog so gnädig auf Dich Rücksicht genommen hätte. Bist noch nicht lange von Universitäten und schon Bergrath!“

„Nach diesem Schreiben scheinen meine Aufsätze auch mit gewirkt zu haben.“

„Das ist ja blos Sprachform. Der wahre Grund liegt, wie gesagt, im Ansehen meines Hauses. Ob nicht auch Mathildens gutes Herz und ihr Einfluß —“

„Mein Vater, erlauben Sie, daß ich auf die Kürze der Zeit wieder zurückkomme; ich —“

„Es scheint mir ganz so, ganz so; doch es sey. Was wolltest du sagen?“

„Daß ich morgen früh werde abreisen müssen.“

„Morgen? Du wirst doch meine Hochzeit abwarten wollen?“

„Ich möchte gern in allem dem gnädigen Befehle nachkommen.“

„Hm! Gerade jetzt. Und das Gedicht?“

„Sie sehen selbst, die Zeit —“

„Doch fatal. Es wird mir viel verdorben. Nun denn, so muß es bleiben.“

„Nur um eines hätte ich noch bei meinem Abschiede zu bitten, mein Vater.“

„Was ists?“

„Jakob wird stumpf.“

„Ei wohl und das sehr. Bei der Veränderung meines Hauses ist er nun fast ganz unbrauchbar.“

„Es scheint so.“

„Am besten fort mit ihm.“

„Wo soll er in seinem Alter hin?“

„Wohin? zur Ruhe kann er sich setzen.“

„Aber wovon leben?“

„Denkst Du denn nicht, daß er sich einen guten Pfennig in meinem Hause gemacht hat?“

„Ist wohl möglich; doch langt das nicht hin.“

„Sorge Du nicht, er sitzt gewiß warm.“

„Besser wäre es doch, wenn er einen andern Herrn fände.“

„Weißt Du einen? Excellent, da werd' ich ihn los.“

„Ja, mein Vater, wenn es gewiß ist, daß Sie —“

„Gewiß, gewiß; warum fragst du lange?“

„So danke ich Ihnen herzlich. Ich brauche einen treuen Reisegefährten.“

„Du ihn nehmen? Sey kein Kind.“

„Ich kenne ihn als Kind; weiß, wie treu er ist.“

„Tradeldideldidel. Mit Deinen barokken Ideen.“

„Ich fürchte nicht, daß Sie Ihr gütiges Wort zurücknehmen werden.“

„Aber, mein Gott! was nützt er Dir; auf der Reise; in fremden Ländern?“

„Seine Treue ist zu bewährt.“

„Treue! — Er ist aber alt und schwach.“

„Wo seine Kräfte nicht hinreichen, werden ihn die meinigen unterstützen.“

„So fahre wohl, wenn du nicht anders willst!“

Der Geheimerath verlies seinen Sohn. Es schien, als ob er Ottos gutmüthigen Absichten keine hinlänglich triftigen Gründe entgegen setzen könnte. Ueberdies war es ihm eigentlich lieb, daß Jakob auf die Art aus seinem Hause kam. Mathilde hatte ihn schon einigemal erinnert, diesen veralteten Menschen zu entfernen; und nicht seine Menschenliebe, sondern sein Ehrgeitz hatte ihn bis jetzt noch daran gehindert. Der Mann hatte zu lange in seinem Hause gedient, ~~ohne Pension gedient~~, ohne Pension hätte er ihn nicht gut entfernen können. Und wer hätte ihn sonst wieder in Dienste genommen?

Aber Otto eilte in sein Zimmer zurück, hielt das Schreiben des Herzogs empor und sagte mit warmen Thränen: „Gott, gieb mir Kraft, das Glück zu fassen, mit mir einen redlichen Menschen gerettet zu sehen!

Nur die Unschuld — Gott, die Unschuld laß nicht sinken!"

Jetzt kam Jakob. „Ach lieber Herr Assessor, rief er, nicht wahr, ich habe in meinem Briefe recht gehabt? Aber jetzt muß ich wieder fort. Nach Tische will ich Ihnen meine Leiden vollends erzählen."

„Nein bleib, sagte Otto, ich verantworte Dein Versäumniß. — An dies Herz, treuer alter Freund! (Er zieht ihn an seine Brust.) Du bist von nun an mein, bis ich Dir die Augen zudrücke."

„Ja wenns so wäre, wie gern!"

„Mein bist Du, sag' ich Dir! Sieh hier, dies Schreiben des Herzogs."

„Nu ja, ja!" (Mit freudiger Erwartung.)

„Es enthält einen Befehl auf Kosten des Herzogs unverzüglich unterm Charakter eines Bergraths zu reisen."

„Also sind Sie nicht bei der Hochzeit?“

„Nein und Du auch nicht.“

„Ich auch nicht?“

„Nein! Du reisest mit mir.“

„In Ihrem Dienste?“

„Als mein Gefährte, der Du zeitlebens bleiben sollst.“

„Gott! Ich mit! Ich von nun an bei Ihnen!“

„Ja ich habe Dich von meinem Vater erhalten. Morgen früh reisen wir.“

Und nun stand Jakob sprachlos da; weinte vor Freuden, drückte seinem neuen Herrn die Hand, riß sich, von seiner gewohnten Pflicht getrieben, wieder los, besann sich, und wußte nicht, was er that und thun sollte. Endlich lief er, hin zu Ottos Bücherschranke und sagte: „Haben Sies nicht hier drinnen?“

„Was denn?“

„Das Bild Ihrer seligen Frau Mutter.“

„Ja lieber Jakob.“

„O so nehmen Sie es nur einmal jetzt hervor. Sie muß gewiß lächeln. Sie muß sich über diesen Augenblick freuen. (Otto erfüllt seinen Wunsch.) — Sehn Sie! Sehn Sie! — Gerade als wenn ich sie sprechen hörte: O mein Sohn, Gott hat mein Gebet erhört. (Thränen stürzen zwiefach aus seinen Augen.) — Doch nun ists gut. Ach Gott! daß ich nun immer bei Ihnen seyn kann. Ich will wieder jung seyn, Herr Assessor, wollt' ich sagen, Herr Bergrath.“

„Das wirst Du.“

„Wir packen doch heute schon ein?“

„Allerdings.“

„So will ich gehen, und den Tisch bereiten.“

Jakob war wirklich wieder jung. Seine Lebhaftigkeit war auffallend. Er brachte die Nachricht von seiner Veränderung der Frau von Hain mit einem so übereilenden Feuer, daß sie ihn einigemal fragen mußte, um den Sinn seiner Worte zu fassen. Aber wie freute sich dann auch ihr theilnehmendes Herz über die glückliche Wendung des Schicksals dieses biedern Alten. Und zum Geheimerath ging er, und dankte ihm mit einer Wärme, als hätte er von ihm die größte Wohlthat erhalten.

Ihm lachte der Morgen des folgenden Tages freundlich, wie der Tag der Auferstehung. Kein Schlaf hatte sein Auge geschlossen. Er war mit allem fertig, ehe Otto aufstand, und setzte sich mit einer Gewandheit zu ihm in den Wagen, als ob er jetzt

empfehlende Proben seiner Dienstfertigkeit ablegen wollte.

So verlies Otto Gottesheim mit einer Eile, die für sein jetziges Verhältniß eben so nothwendig, als wohlthätig war. Herr und Diener sahen als Sohn und Vater einander in Gottes freier Natur herzlich an, und ihre Seelen feierten ein Bündniß, was ihrem gegenseitigen Verhältniß keinen Abbruch that. — Ein Brief von Mathilden dient zum Beleg, wie gut Ottos Eilfertigkeit war.

Mathilde von Scherlitz an Hannibal von Angerloh.

„So muß denn doch mein Plan gleich anfangs scheitern, von dem ich mir so viel versprach. Du weißt, lieber Hannibal, mit welchem Verlangen mein liebekranker Bräutigam nach meinem vollen Besitz sich sehnte, und wie diese Sehnsucht durch meine schein-

bare Verzögerung noch mehr vergrößert wurde. Endlich glaubte er mich besiegt zu haben; endlich setzte ich den folgenden Dienstag zum Trautage vest, in der Erwartung, daß sein feines Söhnchen eben zurückkommen würde. Und nun, da ich den Zeitpunkt recht gut getroffen hatte, da er wirklich zurückkommt, ist er auch den Tag darauf wieder fort, und wahrscheinlich auf immer. Ha, ich möchte weinen, daß ich mich an seinen Kränkungen, die er gewiß so wenig hätte verbergen können, nicht habe weiden können. Eine Seligkeit für mich ist hin. Alles muß ich aufbieten, um mich nicht gegen den Schwachkopf zu verrathen, der mich mit seiner Liebe, wie Du weißt, bis zum Eckel quält.

Recht gut, daß wir uns künftig freier als bisher genießen können; recht gut, daß die fromme mir so höchst fatale Hain das Haus bald verläßt, und daß der alte Pinsel

von Bedienten ebenfalls fort ist: nur befriedigt mich das nicht genug und wird mich nicht befriedigen, da Herr Otto von Felseck ohne allen Anstoß das Haus verlassen hat.

Du kennst meine Fassung; aber fast verlohr ich sie, da mir mein werther Bräutigam mit Frohlocken heute die Nachricht brachte, daß sein Sohn vom Herzoge den Charakter eines Bergraths erhalten, und daß er auf seinen Befehl sogleich eine Reise angetreten habe. Darum habe ich mich also zu dem Schritt entschlossen, daß dieser moralische Süßling in der Ferne meiner spotten kann? Wie nun Rache an ihm nehmen? — Ich glaube, mein Blut trat mir in die Wangen, da der alberne Schwätzer hinzusetzte: es sey ihm zwar nicht lieb, daß sein Sohn bei seiner Hochzeit nicht gegenwärtig wäre, indeß wäre doch dadurch auch seine Liebe ungebundener.

Wäre ich nicht so voll Verdruß; so würde ich Dir eine höchst lächerliche Szene erzählen, die ich gestern in Schönwalde bei dem Kammerjunker Spruck hatte. Denke Dir, der Narr bat mich eben nicht sehr versteckt um Vermittelung einer Heirath zwischen einer von seinen beiden Töchtern und dem jungen Felseck. Und wie sich die Mädchen dabei benahmen, ist kaum zu glauben. Auch von der Seite hätte ich den klugen Laffen kränken wollen, und hätte ich ihm eine von den dummen Geschöpfen aufzwingen können, welche Wonne für mich!

Ich schicke Dir diese Zeilen durch einen Expressen. Wer fühlt so wie Du meine tiefe Kränkung, da du meine geheimsten Angelegenheiten und Pläne kennst. Erleichtern mußte sich mein Herz. Komm nur auf den Dienstag zeitig. Du weißt ja, wer eigent-

lich Bräutigam ist, und wem eigentlich gehört

Mathilde von Scherlitz.

N. S. Glaubst Du denn, daß der Kammerjunker Hain klug genug handeln wird, um das Mädchen sicher an die Behörde zu bringen? Fast zweifle ich. Sie soll schön seyn, daher gönne ich sie dem Prinzen nur aus Haß gegen ihre Mutter, und noch mehr dann, wenn diese vielleicht ihr Töchterchen dem schönen Otto von Felseck zugedacht hätte.

Jakob schlief an der Seite seines Herrn, als dieser in der Morgendämmerung im Hohenbuchner Walde fuhr. Seine Freude über die Veränderung seiner Lage, seine unbeschränkte Anhänglichkeit an seinen jetzigen Herrn, hatte seine Kräfte zu hoch gespannt.

Daher dieser süße Schlaf in der zweiten Nacht. — Otto schlief dagegen jetzt nicht. Was konnte er nicht alles von dieser Verbindung seines Vaters erwarten? Nicht wie er — wie sein Herz es wollte, hatte er ihn verlassen können. Und dies preßte ihm Thränen aus. Sein Schicksal vergaß er, aber das Schicksal seines Vaters stand in schwarzer Zukunft vor seinen Augen.

Auch die Verhältnisse Philippinens, die er sich nicht an der treuen Hand des väterlichen Landraths, sondern im Kampfe mit leidenschaftlichen Wüstlingen denken mußte, auch diese beunruhigten sein Herz. Wenn nun der Landrath nichts für sie hatte thun können? Er fühlte ein Verlangen mit ihren Verhältnissen bekannt zu werden, und fürchtete sich doch das Unangenehme derselben bald zu erfahren.

Bei dieser unruhigen Stimmung seines Herzens blickte sein Auge zwecklos in den feierlichen Schatten der hohen Fichten, durch welche der Weg hinlief. Rings umher herrschte ein kaltes seiner Stimmung günstiges Schweigen der Nacht, die sich allmählig zu verlieren anfing. Vereinzelt blickten hie und da einige Sterne mit bleichem Schimmer durch den Morgennebel, welcher jetzt mehr jetzt weniger dicht und feucht durch die Fichten sich wälzte.

Auch der Postillon schlief, und der Wagen lief im sandigen Gleise ruhig hin. Da fielen einige Töne aus der Ferne in Ottos Ohr, aber er hörte sie nicht. Ein Windhauch führte sie jetzt stärker heran, und nun richtete er sich auf. Sie waren ihm nicht vernehmlich genug. Er horchte aufs neue und rief dem Postillon zu. Dieser hielt an und sagte drauf: „Was horch' ich denn lange,

Es sind Jagdhörner. Prinz August ist gestern nach Hohenbuch gekommen und da wird nun die Jagd angehen. Wir werden wohl noch mehr zu sehen kriegen."

Das geschahe auch. Sie sahen bald darauf mehrere Jäger mit gekoppelten Hunden und noch weiter hin den Prinzen mit der Suite. Auf einem freien Platze, bei welchem der Weg vorbeiführte, waren einige Zelte aufgeschlagen. Otto fragte den freundlichen Wärter, der eben am Wege stand, ob es erlaubt sey, anzuhalten; und auf seine Antwort, daß der Prinz sobald nicht zurückkommen würde, daß die Zelte leer wären außer einem, wo ein Kammerherr und ein Jagdjunker säßen, — stieg Otto aus. „Ohne Bedenken, setzen Sie sich herein," sagte aufs neue der Wärter und Otto ging in das eine Zelt und setzte sich auf einen Feldstuhl.

Eine leinene Wand war zwischen ihm und jenen Herren, welche in einem starken Gespräch begriffen waren. Ohne es zu wollen konnte Otto jedes Wort vernehmen. Hier das Bruchstück:

„Wie so?“

„Man kommt in zu viele Kollisionen.“

„Nur fein, lieber Damhorst, fein.“

„Ach Gott, bester Kammerherr, alle Feinheit reicht nicht zu, seine Unbeständigkeit nur im geringsten in ihren Folgen unschädlicher zu machen. Er selbst — ja; aber andere, die haben seine Fehler größtentheils zu büßen.“

„Nicht zu laut Damhorst, der Wald hat Ohren.“

„Mag es hören, wer da will! Man verliert die Geduld. Säße ich wohl jetzt hier, wenn nicht seine Unbändigkeit mir den Sturz vom Pferde veranlaßt hätte? Würde ich wohl

— —. Doch das möchte alles seyn, aber die Geschichte kränkt mich."

„So machen sie es wie Hain."

„Dann müßte ich mich verläugnen. Ehe ich so handle, will ich lieber —"

„Sie taugen nicht an den Hof."

„Ja wohl unter solchen Umständen. Und bliebe er nur bei Menschen, die sich zu jedem Streiche brauchen lassen. Alles was mein Dienst verlangt, thu' ich unverdrossen und mit Eifer; aber zu solchen Aufträgen bin ich zu linkisch."

„Eigner Mann!"

„Gott weiß, warum Sr. Durchlaucht nicht ernsthafter verfahren."

„Er ist ja Bruder."

„Recht gut; aber sollte der Regent den Bruder nicht in solchen Fällen vergessen?"

„Tadeln Sie nicht zu laut."

„Ich spreche mit Ihnen. — Ich wundere mich in der That, daß er das Mädchen der Gräfin Falk übergeben hat."

„Das Ansehen und die Verdienste des Landrath Parnulphs —"

Da haben Sie wohl recht. Seine Rede, sein ganzes Bild steht noch lebhaft vor meiner Seele. — Aber warum erst untersuchen, da das Wort des Landraths so untrüglich ist?"

„Der gewöhnliche Gang. Zu dem ist das Mädchen bei der Gräfin außer Gefahr."

„Recht gut; aber der Herzog weiß ja längst aus Erfahrung, daß man ihm schon so oft die Dinge von einer andern Seite vorgestellt hat."

„Bedenken Sie doch nur, daß Serenissimus oft nicht sehen will und nicht immer sehen darf."

„Ha! wenns so ist. Dann möchte aber auch das Mädchen bei der Gräfin nicht so ganz außer Gefahr seyn.“

„Es wird größtentheils auf sie selbst ankommen.“

„Ja wohl, ja wohl. Mein Auftrag vom Prinzen war ja ein Beweis, was er thun will. Bei Gott, ich stand wie ein armer Sünder vor diesem ehrwürdigen Greise. Nur Geschäftsträger war ich; aber da er mir sagte: Ich war durch die Ruhe, welche ich nach vielen Beschwerden auf meinem Gute genoß, hinlänglich belohnt. Finde ich diese bald und vollkommen wieder, so würde die angebotene Gnade des durchlauchtigsten Prinzen bei mir — ein Ueberfluß seyn? — Sehn Sie, da stand ich vor ihm, wie mit Scham übergossen.“

„Der Landrath ist ein biederer Mann.“

„Ja ganz. Ich hätte ihn umarmen mögen, da er mir die Verhältnisse seiner Jugend mit meinem Vater mittheilte und die Unruhe, in der sein Herz jetzt wegen einer verlassenen Waise wäre."

„Guter Damhorst, mit einem so weichen Herzen werden Sie bei Hofe nicht fortkommen."

„Das glaub' ich selbst. — Aber sagen Sie mir, soll ich an einem solchen Manne falsch handeln? Soll ich ein Mädchen stürzen helfen, die unter seiner Leitung gut und edel aufblühte?"

„Stürzen! Prinz August will sie ja haben."

„Ich weiß was Sie damit sagen wollen."

„Gut denn. Lassen Sie die Sache gehen. Wollen Sie nichts für den Prinzen hierin thun?"

„Ich kann bei Gott nicht.“

„So thun Sie wenigstens nichts offenbar gegen ihn.“

Bei der Gräfin Falk? sagte Otto vor sich und stand auf. Es war ihm peinlich, länger zuzuhören. Er fragte den Wärter nach dem Namen des Kammerherrn; aber er wußte ihn nicht. „Er ist nicht von unserm Hofe, setzte er hinzu, sondern blos zum Besuch hier, und so viel ich weiß, ein Verwandter des Herrn Jagdjunkers von Damhorst.“

In tiefen Gedanken setzte sich Otto wieder in den Wagen. Das Gewebe lag verworren vor ihm, das die Leidenschaft um Philippinen gesponnen hatte. Ein Hain hatte dazu vielleicht aus eigennützigen Absichten die erste Veranlassung gegeben, aber ein höherer als er, der Prinz August selbst, war der Hauptfeind ihrer Unschuld und Ruhe.

War von diesem nicht alles zu befürchten? Ihm war die Nachsicht bekannt, mit welcher der Herzog ihn als Bruder behandelte, und seines rachgierigen Charakters wegen behandeln mußte. — Konnte die Gräfin Falk nicht absichtlich zur Vermittlerin gewählt worden seyn? War vielleicht nicht der ihm so ganz unerwartete Auftrag des Herzogs, jetzt so schnell eine Reise zu machen, auch eine Folge jenes Anschlags auf Philippinen, um ihn als Nebenbuhler zu entfernen? Aber dagegen stritt wieder theils der bekannte Edelmuth des Herzogs, theils der Umstand, daß seine Bekanntschaft mit Philippinen kaum angefangen war, und daß sie unmöglich als ein Einverständniß ihrer Herzen schon am Hofe bekannt seyn konnte.

Mittelbar lernte dadurch Otto jetzt sich selbst und die regen Schwingungen der Saiten seines Herzens kennen, welche mit so

Staatliche Bibliothek
Regensburg

warmer Liebe für Philippinen sprachen. Gewisse Momente, die ihn auf sich selbst zurückführten, ließen ihn ganz fühlen, was Philippine ihm war. Er gestand sichs gern, daß es so sey, gestand es mit innigem Bewußtseyn.

Der Tag neigte sich, da er in die Nähe der Residenz kam. Es war ein kühler Herbstabend. Die Abendröthe überflog den Horizont mit einem dunkeln Roth, das bald heller bald schwächer wurde. Aber unbemerkt ließ Otto dies Farbenspiel über sich hingehen. Seine Gedanken hielten ihn im beschränkten Gange stiller Betrachtungen der Vergangenheit und Zukunft.

„Das ist doch mein' Seel' kein Abendroth," sagte der Postillon plötzlich. Man fuhr auf. „Was giebts?" — „Hm! fuhr er fort, der Fleck da drüben wird immer größer und größer. Es muß Feuer seyn." —

Er hielt an. — Der Wind stößt nicht hierher. — Doch — horchen Sie, straf mich Gott, sie stürmen. Ich laß mich todtschlagen, es ist in der Stadt." — „In der Residenz? —" „Freilich, dorthin wo der Fleck ist, müssen wir ja." Er hielt noch einmal an, und einzelne Windstöße brachten den Schall der Glocken und Trommeln heran. Der Wind schien sich jetzt mehr zu erheben. Im vollen Jagen gings nun vorwärts; aber aufs neue hielt er die Pferde wieder an. „Ich bin mir doch nicht klug genug, sagte er. Ich kann ja nicht in die Stadt herein; und die Pferde nehmen sie mir noch obendrein zum Löschen." — „Nur fort jetzt, erwiederte Otto." —

Das Abendroth wich, aber die Röthe des Feuers wurde größer, je mehr sich die Dämmerung verlohr. Nur konnte man nichts deutliches sehen, da Tornhofen durch einen

Bergrücken verdeckt wurde. Aber immer grausser wurde der Anblick, da das Sturmgeläute auch auf den benachbarten Dörfern sich erhob, und von allen Orten her Haufen von Menschen zuliefen. Man fragte die Haufen, die mit Geräthschaften zum Löschen auf den Weg kamen. Alle stimmten überein, das Feuer sei in Tornhofen. Manche waren unentschlossen, ob sie weiter gehen sollten, da das Feuer zu groß und nicht zu löschen sey. Und doch gingen sie weiter, Mitleid und Neugierde rissen sie fort.

Jetzt kamen sie durch das Dorf Commen. — Welcher Aufruhr, welche Verwirrung schon hier! Die Mütter seufzten, die Kinder weinten, die Männer liefen her und hin. Man kam mit der Dorfspritze. Ein dichter Haufen umgab sie. Man sprach wie man sich zusammen halten wollte, viele Weiber baten ihre Männer zurück zu bleiben,

oder schrieben ihnen Verhaltungsregeln vor, oder brachten ihnen einzelne Kleidungsstücke nach. — So strömte das Volk in Masse vorwärts, und der Postillon fuhr mit schweigendem Horne nach.

Aber welch ein Gemälde des Entsetzens breitete sich dann vor ihnen aus, als sie auf die Anhöhe kamen. Ihnen gegenüber auf einem Berge war die Stätte des Schreckens. Hoch schlug die wüthende Flamme über Häuser und Palläste hinaus. Jetzt fraß sie sich weiter auf andere Gegenstände, jetzt stürzten Giebel und Sparren in sich zusammen, jetzt strömte aus den öden Mauern ein gräßlicher Funkenregen gen Himmel, und schleuderte sich vom Winde getrieben zum Verderben umher. In einer schrecklichen Erleuchtung standen die Thürme als ängstliche Zeugen, und erwarteten bald oder spät ihren Untergang.

Bald haftete hier, bald da ein Funke an den Kuppeln und drohte zu zünden.

Und zu diesem allen der öde Lärm der Glocken und Trommeln, die weit hin hallenden Nothschüsse von den Wällen, das Jammergeschrei der Unglücklichen, denen die Flamme ihr Eigenthum fraß, und das Geschrei der helfenden Menge. Auge und Ohr, wie gräßlich wurden sie beide beschäftigt!

„Aber mein Gott, sagte Jakob, wir eilen ja ins Verderben! Helfen können wir nicht und — —"

„Fort sag' ich Dir, fort!" erwiederte Otto. Seine Brust fühlte nur Mitleid nur Erbarmen. Waren nicht Menschen in Tornhofen, welche unglücklich wurden? War nicht der edle Landrath — nicht Philippine dort? Konnten sie nicht beide in jedem Moment in Gefahr des Todes schweben, aus welcher er sie vielleicht retten könnte, wenn

er da wäre? Er griff in die Tasche und gab, was seine Hand faßte dem Postillon. — „Um Gotteswillen fahre zu, wie du nur immer kannst!“ rief er, und so fuhren sie der Feuersbrunst näher.

Aber ehe sie noch in die Vorstadt kamen, schien die Flamme ungleich gemäßigter zu seyn. Sie griff nicht mehr mit der Wuth um sich. Nur aus den Stätten wo sie gewüthet hatte, und wo hie und da die Ruinen zusammenstürzten, brachen Ströme von Funken herauf. Vielleicht schwächt sich die Wuth, dachte Otto mit Hoffnung, und wünschte sich vollends in die Stadt, und konnte nicht.

Alles was der Stadt zu Hülfe geeilt war, Menschen zu Pferde und zu Fuß, wurde von der Gewalt der Menge, welche aus der Stadt heraus stürzte, zurück gehalten. Man wußte sich diese Erscheinung nicht zu erklären, und konnte aus dem verwirrten betäubenden

Geschrei die Ursache nicht finden. Einige standen und sahen wieder zurück, da die Flamme sich schwächte, andere drängten sich mit Gewalt durch, und schrien: „Ins Freie! Ins Freie! Nur das Leben gerettet!" Es war unmöglich vorwärts zu kommen. Ungeduldig und von Angst getrieben sprang Otto heraus und faßte den nächsten: „Warum nicht hinein?" schrie er ihn an, und die ängstliche Antwort war: — „Das Feuer ist ja am Pulvermagazin." Eine neue schreckliche Angst.

Das Gewirre der Menge blieb so eine zeitlang bis endlich ein neues größeres Getöse entstand, und die Menschen wieder nach der Stadt hin sich drängten. Die Gefahr ist vorbei; das Feuer ist nieder, — hieß es, und nun konnte auch Otto vorwärts kommen. Je näher man kam, je mehr bestätigte sich die Wahrheit des Gerüchts. Mit Frohlocken kehrte die Menge in die Stadt zurück.

Am goldnen Hirsch stieg Otto aus und befahl seinem Jakob zurück zu bleiben. Das wollte der treue Diener nicht, er hielt ihm die Gefahr vor, er wollte mit ihm, aber Otto riß sich los.

Es hielt schwer durch das wilde Gedränge sich der Brandstädte zu nähern, und eben so schwer, die Ursache der glücklichen Löschung zu erfahren. Der Aberglaube schrie, das Feuer sey besprochen worden, die Vernünftigen aber waren nicht mit sich einig. Zuletzt hieß es: ein Herr habe durch seine Anstalten die drohende Gefahr vom Pulvermagazin abgehalten, und das Feuer gedämpft. Wer er war, wußte man nicht.

Bis zum Zeughofe war Otto endlich gekommen. Weiter konnte er nicht. Die Militairwachen ließen das drängende Volk nicht heran, um die Arbeiter nicht zu stören. Aber groß war die allgemeine Freude,

das allgemeine Jauchzen über die abgewendete Gefahr. Es überwog das Jammern der Unglücklichen.

Indem man noch nach dem Namen des Retters forschte, machte die Wache eine schnelle Bewegung und drängte das Volk weiter zurück. Der Herzog, der sich schon aus der Residenz geflüchtet hatte, kam zu Pferde. Er will ihm hier selbst danken, hieß es. Ein Adjutant fragte die Wachen, wo man ihn fände. Hinter dem Zeughauße, war die Antwort, und der Adjutant ritt voraus. Der Herzog aber unterhielt sich noch mit einigen Offiziers.

Otto hatte einen Standpunkt, wo er alles übersehen konnte. Nicht lange darauf sah er mit dem Adjutant einen Mann kommen, der ihm nicht unbekannt zu seyn schien. Die Fackeln leuchteten hell, aber bald war dieser Wohlthäter für Tausende

vom Gefolge des Herzogs umgeben. Der Herzog selbst stieg ab und umarmte ihn. „Es lebe der Herzog!" schrie die Menge zum Danke. — „Und der Landrath von Parnulph, meine Kinder!" sagte der Herzog laut, und laut wiederholte es das Volk.

Von Parnulph! tönte es freudig durch Ottos Herz. Warum konnte er nicht hin, und ihn auch an sein Herz drücken! Es traten Thränen der Freude in seine Augen, und eine wohlthätige Ahndung gönnte ihm einen weiten schönen Blick in die Zukunft. Sollten des Landraths neue Verdienste um das Wohl und Leben von Tausenden nicht auch ihm eine glückliche Folge gewähren? — So im wohlthätigsten Licht fand er ihn wieder.

Jetzt flog von Mund zu Mund die Nachricht von des Landraths heldenmüthiger Entschlossenheit. Er hatte den Muth unter

den Tausenden, welche flohen und ihr Leben zu retten suchten, nicht verlohren. Die Gefahr war groß. Ein Haus durfte sich entzünden, so ergriff die Wuth des Feuers unaufhaltsam das Pulvermagazin, und — doch wer beschreibt das namenlose Elend, das dann erfolgt wäre. Keiner hatte die Gegenwart des Geistes behalten, um die nöthigen Maaßregeln schnell aufzufinden. Wer sie hatte, scheute die Gefahr und floh. Anfangs suchte der Landrath durch Vorstellungen von der Möglichkeit der Rettung, Arbeiter zu erhalten; aber niemand hörte, bis er so glücklich war durch die reichlichsten Geschenke einige zu gewinnen. Er gab und versprach noch mehr, und griff selbst muthig an. Er suchte den Fortgang des Feuers, durch Anlegung der Spritzen auf einen Punkt, wenigstens aufzuhalten, und gewann dadurch Zeit, jenes Haus abzudecken. Der glückliche Fortgang seiner

Unternehmung zog darauf mehrere wieder herbei; das Feuer fand keine Nahrung mehr, der Luftzug führte Funken und Brände auf den Wall, und das Feuer selbst schwächte sich. Da war ihm geholfen; das Volk kehrte nun in Masse wieder zurück und vollendete sein heldenmüthiges Unternehmen.

Man denke, welche Zusätze und Vergrößerungen diese Thatsache durch den dritten, vierten und die folgenden erhielt.

Otto war so glücklich durch einen vom Militair dem Landrath seine Gegenwart bekannt zu machen. Da kam der Edle ihm entgegen, als der Herzog sich wieder aufsetzte, und nahm ihn in seine Arme, und freute sich als Vater seines Sohnes.

„Dank sey Gott, daß ich Sie so mit der Freude umarmen kann;“ sagte er.

„Sie haben viel gethan.“

„Nur das, was keiner thun wollte. Wohl mir, daß mein Unternehmen gelang.“

„Edler, edler Mann.“

„Aber nun fühle ich, daß meine Kräfte mich verlassen. Sie begleiten mich; die Gefahr ist ja völlig vorüber.“

Der Landrath sprach wenig, aber heiter drückte er Otto'n die Hand und sagte: „Morgen desto mehr. In meiner Wohnung sind Sie völlig zu Hause.“ Die Ruhe war ihm nöthig. Ein stärkender Schlaf beschloß den Tag, der durch ihn weniger schrecklich geworden war. — Aber die allgemeine Unruhe der Stadt, welche die Nacht durch fortdauerte, und die Besorgniß um den alten Jakob, den Otto aufsuchen ließ, verhinderte diesen bis gegen Morgen, an der Ruhe Theil zu nehmen.

Der folgende Tag war schön. Ruhig lächelte die Sonne wieder auf Tornhofen. Das Gefühl des Danks gegen Gott und gegen

den edlen Retter, machte diesen Tag bei allen Bewohnern zum Feiertage, der durch die Reinheit der herrschenden Empfindungen sich vor so vielen andern auszeichnete.

Aber wer möchte nicht gern die Gefühle mit dem Landrathe von Parnulph theilen, die er genoß, da er erwachte und auf die unzerstörten Wohnungen beglückter Menschen hinsah? Wer würde sich das stolze Hochgefühl nicht wünschen, das seine Brust bei diesem Anblick genießen konnte? So viele Herzen voll Dank für ihn um sich her! So viele Tausende, die auf Kindeskinder ihm verbindlich blieben!

Und doch mischte sich in seine Empfindungen nichts, was nicht seiner lautern Menschenliebe entsprach. „Dank dir Gott!" rief er aus, und fühlte nur das Glück, welches die Tausende um ihn her genossen, mit ihnen. Seine That brachte er nicht in Anschlag, und berechnete nicht den ihm schuldigen Dank. —

Er empfand die Anstrengung seines Körpers noch sehr: aber sein Geist war heiter, daher sehnte er sich nach Ottos Unterhaltung, und dieser gewährte sie ihm so gern.

Groß war seine Freude, da ihm Otto die Ursache seiner Herkunft, den Auftrag des Herzogs mittheilte. „Ich finde hierin einen glücklichen Anfang, wie Sie künftig dem Vaterlande dienen werden;“ setzte er hinzu.

„Es scheint eine glückliche Einleitung dazu zu seyn. Wohl mir, wenn die Verhältnisse meiner Familie mein Glück und meine Thätigkeit nicht hindern;“ erwiederte Otto, und theilte dem Landrath die Nachricht von der übereilten Heirath seines Vaters mit, und von der völligen Unbekanntschaft der Frau von Hain mit dem was Philippinen begegnet war.

„Es wirken bei dem allen, was Sie mir mitgetheilt haben, fuhr der Landrath

fort, boshafte Menschen. Aber es soll ihnen nicht ganz gelingen. Gott wird helfen. Die Verbindung Ihres Vaters — können wir freilich nicht ändern. Aber was Philippinen betrifft; so hoff' ich auf einen bessern Ausgang als ich erwartete. Allerdings hatte sie den Leidenschaften des Prinzen preis gegeben werden sollen; aber gerade in der Zeit, da der Kammerjunker von Hain den schändlichen Raub begeht, ist Prinz August auf einem Balle, wo sich ein Fräulein Witmar befindet. Ihre Reitze ziehen ihn an; sie findet sich durch seine Aufmerksamkeit geehrt. Der Prinz begleitet sie den Tag darauf zu ihrem Onkel aufs Land, bei dem sie zum Besuch ist; nnd mittlerweile trifft der Räuber mit Philippinen ein.

Durch dies Ereigniß war also die Leidenschaft des Prinzen auf einen andern Gegenstand geleitet worden. Länger als der Kam-

merjunker es wünscht, bleibt der Prinz aus, und so treffe ich hier ein, ehe er sie gesehen hatte. Unmittelbar wendete ich mich an den Herzog selbst, ohne ihm meine Vermuthung in Ansehung des Prinzen zu gestehen. Er selbst mochte sie errathen. So gnädig er gegen mich war, so wurde er doch durch mein offnes Geständniß, daß wahrscheinlich der Kammerjunker von Hain andere mir unbekannte unedle Absichten dabei habe, betroffen. Er kennt Hains Verhältnisse mit dem Prinzen zu gut. Er wandte sich um, und fragte mich: „Was wollen sie thun?" Durch diese Frage kam ich in einige Verlegenheit. Ich wußte ja nicht mit Ueberzeugung, welche Absichten der Kammerjunker wirklich gehabt hatte, — ob nicht Philippinens Mutter das vorgebliche Billet eigenhändig könnte geschrieben haben. Es thut mir weh Ihro Durchlaucht, fuhr ich fort, das Mädchen auf eine

so schnelle Art von mir getrennt zu sehen. Sie liebte mich als Kind, sie war meine ganze Freude. Daher nehme ich an jedem Schicksale, das sie trift, den innigsten Antheil. Ich bitte nur um die Gnade, sie einer gewissenhaften Person einstweilen zu übergeben, welche völlig unpartheiisch ist. Denn auch auf mich fällt bei der Sache ein Anschein von Verdacht. — „Allerdings;" fiel der Herzog ein, ich kann nicht läugnen, daß die Umstände, so wie ich sie kenne, auch bei mir Verdacht erwecken." — Und wie gern muß ich mich jetzt in meinen Jahren gerechtfertigt sehen, da ich mich immer bestrebte, vor meinem Gewissen und vor den Augen der Welt es zu seyn. Dies sagte ich mit einigem Nachdruck. „Ich hindere keinen, es zu seyn, der es seyn kann; fuhr er fort. Schlagen Sie eine Mittelsperson vor. Sie sehen, wie billig ich bin." — Das war mir lieb. Die

Gräfin Falk ist eine würdige Dame, antwortete ich. — „Sie soll es seyn.“ Damit schloß er unsere Unterredung.

Ich gestehe, daß ich den Herzog noch nie so unmuthig verlassen hatte. Gerechtfertigt hatte ich immer vor ihm gestanden; jetzt sollte ichs erst werden. Und doch war ich mir keiner Schuld bewußt. Mit diesem Gefühl eilte ich zur Gräfin Falk.“

„Den Erfolg weiß ich fast, lieber Herr Landrath;“ sagte Otto.

„Sie wissen ihn?“

„Ein Zufall auf der Reise hieher hat mir ihn bekannt gemacht.“

„Auch daß der Prinz, als er über die Gräfin nichts vermochte, mich durch schmeichelhafte Anträge für sich zu gewinnen suchte?“

„Auch von dem weiß ich etwas; wie sich aber die Gräfin benommen hat, ist mir unbekannt.“

„Edel, lieber Felseck, sehr edel. Sie hatte vom Herzoge Befehl erhalten, Philippinen in Pflege und Aufsicht zu nehmen, aber die Besuche des Prinzen nie zurückzuweisen. Dies befolgte sie mit musterhafter Klugheit. Entweder hatte die Sinnlichkeit des Prinzen an Fräulein Witmar das nicht gefunden, was er erwartet hatte, oder der Kammerjunker Hain hatte nicht umsonst sein Wagstück ausführen wollen. Genug, der Prinz kam, und fand wahrscheinlich mehr, als er sich gedacht hatte. Seine Besuche wiederholten sich und die Versuche, die er bei mir machte, zeigten nur zu deutlich, wohin sein Absehen ging."

„Und doch waren Sie wohl auch der Rathgeber der Gräfin Falk?"

„Ich konnte von dieser einsichtsvollen Frau erwarten, daß sie das ganze Gewebe durchschauen würde, daher ich sie blos darauf

aufmerksam machte. Ihrer Klugheit überließ ich das übrige."

„Der großen Verdienste lehnen Sie zu viele von sich ab."

„Bin ich nicht auch eigennützig? Wünsche ich nicht auch den heitern Umgang dieses Mädchens wieder zu genießen?

„Wenn Sie dies Eigennutz nennen, wie gerecht sind da Ihre Ansprüche! Wie sehr wünsche ich Ihren Bemühungen den besten Erfolg."

„Ich erwarte ihn, erwarte ihn bald."

„Und wie sehr gönne ich Ihnen den Umgang dieser Trefflichen."

„Halt, halt, junger Mann! (Ihn bei der Hand fassend.) Sehen Sie mir ins Auge. — — Hm! Ihr Blick ist nicht vest. — Wir sind allein. — Gönnen Sie mir im Ernst den Umgang des Mädchens noch lange?"

„Im vollen Ernst, lebenslänglich; ob Sie mich gleich durch diese Frage in einige Verlegenheit setzen.“

„Also wirklich? Aber Zeuge dieses Umganges wünschten Sie doch auch zu seyn?“

„Herr Landrath! (Ihn umarmend.) Wem könnte ich besser die Gefühle meines Herzens entdecken!“

„Also ja?“

„Ja.“

„Da möcht' ich doch wohl verlieren. Aber bestimmter noch, lieber Felseck; lieben Sie das Mädchen?“

„Ob ich sie liebe? O litten es doch meine Verhältnisse daß ich ohne Bedenken — ja — sagen könnte.“

„Diese Aeußerung, dies bedingte ja, macht Ihnen Ehre und mir Freude.“

„Freude?“

„Es kommt Ihnen sonderbar vor. Ich will mich erklären. Hätten Sie ohne Bedingung ja gesagt, dann hätten Sie, wie Tausend andere, unter Liebe den periodischen Taumel der Sinne verstanden, der, ohne Rücksicht auf Verhältnisse, ohne Rücksicht auf Dauer, nur Befriedigung sucht."

„Eine solche Liebe und Phillippine? — Nein.

„Sie verbinden also mit der Liebe zu ihr, den Begriff eines dauernden Genusses?"

„Wer könnte sie lieben und diesen nicht wünschen?"

„Oder mit andern Worten: Liebe und Ehe?"

(Otto seufzt.)

„Und gerade darüber freue ich mich."

„Sie haben tief in meinem Herzen gelesen."

„Ja ich läugne nicht, daß ich Ihre Liebe bemerkte; nur ihre vernünftige Seite kannte ich noch nicht ganz.“

„O Gott, sprach je ein Vater so mit mir!“

„Halten Sie jedoch die zu große Lebhaftigkeit Ihres Gefühls zurück! Sie gehen jetzt von uns; ich möchte daher gern noch einmal ganz als Vater mit Ihnen reden. Ihr Glück und Philippinens Wohl, beides liegt mir am Herzen.“

„Sprechen Sie. (Mit einer Thräne im Auge.) Ihre Worte sind Segen.“

„Glaubten Sie wohl, daß ich Ihre Bekanntschaft mit Philippinen so begünstigt haben würde, wenn ich nicht schon vorher eine gute Meinung von Ihnen gehabt hätte? Gewiß nicht. Wodurch diese gute Meinung bei mir entstand, gehört nicht hierher. Genug, ich sah es gern, daß Sie an meinem

und Philippinens Umgange Geschmack fanden. Und daß Sie das Mädchen lieben, tadle ich eben so wenig. Allein bedenken Sie dabei, daß Sie als Mann, der die Stufe seines Wirkungskreises noch nicht betreten hat, mit Besonnenheit lieben müssen; —"

„Ja wohl, ja wohl."

„Ohne jedoch den Muth und die Hoffnung zu verlieren. Die Liebe kann der Sporn zu großen Thaten werden, kann den Mann früher auf den Standpunkt seiner Wirksamkeit bringen, wenn sie ihn zur größern Vollkommenheit veranlaßt hat: aber sie macht dann muthlos, wenn sie zu vest auf einen Gegenstand sich bezieht, ehe die Hindernisse beseitigt sind, welche die bürgerliche Verfassung in den Weg stellt. Ich wünschte daher nicht, daß dies in Ansehung Philippinens bei Ihnen der Fall wäre. Lassen Sie es daher zu keiner nähern gegenseitigen Erklärung

kommen, bis — — Ja sehen Sie, hier kenne ich den Zeitpunkt noch nicht. Vielleicht, wenn ich Sie aufs neue in unserm Vaterlande bewillkommen kann."

„Also Sie begünstigen dann die Hoffnung zu meinem gränzenlosen Glück? — O Gott, welch' —"

„Gelassener, junger Freund! Ich habe gesagt, daß ich den Zeitpunkt nicht kenne."

„Aber Sie verlangen zu viel von mir. Sie wissen nicht, wie mächtig Ihre väterliche Güte mein Herz entzückt. Sie wissen nicht, welche Verhältnisse ich aus Pflicht verschweigen muß."

„Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Verschwiegenheit ehre?"

„Wer sollte nicht billigen, was Sie thun?"

„Jetzt wieder auf die Ungewißheit der Zukunft zurück. Da es so ist, so benutzen

Sie die Gegenwart. Benutzen Sie Ihre bevorstehende Reise, die Ihnen außer Ihrem Hauptzwecke, so manche Vortheile bringen kann. Sie werden ihre Menschenkenntniß ungemein vergrößern, wenn Sie wollen. Beobachten Sie. Sammeln Sie Erfahrungen, besonders auch in Ansehung weiblicher Charaktere. Nehmen Sie jedoch nicht Philippinens Charakterzüge zum Maaßstabe Ihres Urtheils. Lassen Sie unbefangen das Charakteristische des weiblichen Geschlechts auf sich wirken, und bilden Sie sich darnach ein Ideal weiblicher Vollkommenheit, wornach Sie die Wahl einer Lebensgefährtin treffen wollen. Sie werden finden, daß mit dem Guten und Angenehmen auch Schwächen abwechseln, daß es kein Urbild aller Vollkommenheiten im weiblichen Geschlechte giebt, außer für den, welcher gerade in der Periode schwärmerischer Liebe begriffen ist. Dahin

wünschte ich aber nicht, daß es je bei Ihnen kommen möchte. Nach dem Verlaufe solcher Perioden treten gewöhnlich mehr Fehler bei einem so vergötterten Wesen auf, als wirklich da sind. Sie werden, hoffe ich, die Bekanntschaften nur Bekanntschaften seyn lassen, und Philippinens Freundschaft jetzt als eine Erscheinung betrachten, welche den Gang Ihres Lebens nicht ändert, sondern nur — —"

Hier trat der Bediente herein mit einem Handbillet vom Herzoge. Der Landrath las:

„Sie haben mir und allen Bewohnern „Tornhofens, durch Ihre Geistesgegenwart, „durch Muth und Unerschrockenheit, so außer„ordentliche Dienste geleistet, daß ich Ihnen „eben so viel Dank als Erkenntlichkeit schul„dig bin. Wüßte ich nicht, lieber Landrath, „daß Sie die Stille des Landes lieben, so „würde ich Sie bitten, uns Ihre Gegen„wart für die Zukunft hier aufs neue zu

„schenken. Ich will die Hoffnung nicht ganz
„aufgeben. Jetzt ersuche ich Sie, heute an
„meiner Tafel ein Zeuge der Freude zu seyn,
„welche wir Ihnen verdanken.

Ihr

wohl affekzionirter Herzog
Franz Adolph."

„Wir müssen unser Gespräch abbrechen, sagte der Landrath darauf, denn diese Einladung nehme ich gern an, um die Stimmung zu beobachten, in der die Großen der Erde nach einer Erfahrung sind, wie die gestrige war. Fälle der Art belehren sie am stärksten, daß ihr hoher Wille dennoch immer in menschlichen Schranken bleibt. — Ich werde Ihrer zugleich gedenken und meiner Philippine. Die Benutzung dieser Gelegenheit glaube ich meinem Herzen schuldig zu seyn."

Otto warf sich mit heißem Dank an die Brust dieses Biederherzigen. Warum gab

ihm die Natur nicht einen Vater von gleichem Sinne, von gleicher schöner Herzlichkeit?

Der Herzog empfing den Landrath mit der größten Herablassung und Güte, und stellte ihm seiner Gemahlin mit wiederholtem Lobe vor. Nicht wie die ersten des Landes, sondern wie seine Freunde unterhielten sie sich mit ihm. Eine kostbare Dose mit dem Bildnisse des Herzogs und einen Ring von großem Werthe reichte ihm der Herzog mit den Worten: „Ich habe noch nie die Freudd gehabt, eine so auszeichnende That zu belohnen, als die Ihrige ist. Doch was sag' ich belohnen; — nur ein Andenken an diese That, die zu viel Werth hat, wünschte ich Ihnen zu geben."

Man ging darauf zur Tafel. Der Landrath erhielt die erste Stelle. Hier wurde er aufs neue genöthigt, den Gang seiner Unternehmung zu wiederholen, und da er nach

seiner bescheidenen Weise vieles verschwieg, was ihm zum Ruhme gereicht hätte, so unterbrach ihn der Herzog oder die Herzogin oft, und schmückte seine Erzählung mit Lobeserhebungen auf ihn aus. Alles schien berechnet zu seyn, sich dem Landrathe gefällig und erkenntlich zu beweisen; denn was der Herzog und die Herzogin thaten, thaten die übrigen unaufgefordert von selbst.

Nach aufgehobener Tafel nahm ihn der Herzog mit sich in sein Kabinet. „Ich möchte mich Ihnen gern ganz so zeigen, lieber Landrath, wie ichs wünsche, und wie es mein Herz verlangt, sagte er hier; daher möchte ich von Ihnen selbst gern wissen, wodurch ich Ihnen gefällig seyn könnte. Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich zu befriedigen im Stande bin?"

„Ew. Durchlaucht, erwiederte der Landrath, haben bereits schon —"

„Nicht doch, nicht doch, erwähnen Sie davon nichts.“

„So gehorche ich Ihrem Befehle, gnädigster Herr, und wage es Sie an die Verhältnisse des Fräulein von Hain zu erinnern.“

„Von Hain? — Ja ich besinne mich. — Ist sie nicht bei — bei —“

„Bei der Gräfin Falk.“

„Richtig, und wie ich glaube gut aufgehoben.“

„Sehr gut, indeß ist doch der Zweck ihres Aufenthalts —“

„Ich falle Ihnen ins Wort. Ich wünschte von Ihnen eine Bitte zu hören, die Sie selbst beträfe. Soll ich Sie aufs neue bewundern, daß Sie die gerechtesten Ansprüche auf Belohnung nur zum Besten anderer anwenden?“

„Ew. Durchlaucht betrachten meine Bitte mit zu vieler Güte. Dies Mädchen erheiterte

die Tage meines Alters, und da mir Gattin und Kinder frühzeitig starben, so muß ihr Verlust mir schmerzhaft seyn."

„Lieber Landrath. (Der Herzog fixirt ihn.) Sie veranlassen mich zu einem Geständniß. Man hat mir Ursachen der Entfernung dieser Person angegeben, welche Ihrer Besorgniß um sie widersprechen."

„Dies läßt sich erwarten. Wie könnte sonst die Art, wie sie von mir genommen worden ist, entschuldigt werden?"

„Und was glauben Sie, das man mit ihr vorhat?"

„Ich muthmaße; daher möchte ich schweigen."

„Es befremdet mich."

„Haben Sie die Gnade, dies Mädchen selbst kommen zu lassen. Ihr eigenes Geständniß muß mich rechtfertigen."

„Ein sehr geringes, warum Sie mich bitten.“

„Und für mich sehr viel.“

„Also auch sie hat nicht gewünscht, sich von Ihnen zu entfernen?“

„Ihre kindliche Anhänglichkeit und dies ängstliche Billet beweisen das Gegentheil.“

(Der Herzog liest Philippinens Billet, das sie dem Landrath am Tage ihrer Entführung zugeschickt hatte. Er wird unwillig, geht nachdenkend hin und her, und spricht:) — „Sie sollen das Mädchen wieder erhalten. Nur bitte ich, den Absichten, die man dabei gehabt haben kann, nicht weiter nachzuspüren. Ich bin nicht blos Regent.“

„Ihr Wink, gnädigster Herr, ist Befehl für mich. Aber auch ohne diesen verlange ich das Nähere nicht zu wissen.“

„Ich werde vorfahren lassen, und Sie mögen mich zur Gräfin Falk begleiten.“

„Ew. Durchlaucht sind sehr großmüthig.“

„Das sagt man mir oft und glaubt es vielleicht selten.“

„Gnädigster Herr!“

„Ich sage dies ohne Beziehung auf Sie. Leider bleiben die Verhältnisse der Fürsten immer dieselben.“

„Davon bin auch ich überzeugt. Aber gewiß ist mein Bekenntniß von Ihrer Großmuth unverfälscht, Ich habe unter mehrern zwei Beweise. Ihre jetzige Gnade und den Auftrag, den Sie dem jungen Bergrath von Felseck gegeben haben.“

„(Mit größerer Ruhe.) Sie wissen, daß er auf Reisen geht?“

„Er hat mir es selbst mit vielen Freuden bekannt gemacht.“

„Man wird mich voreilig nennen.“

„In wiefern sollte man —“

„Er ist jung, sein Auftrag wichtig.“

„Ich glaube aber, daß seine Kenntnisse und sein Eifer ihn dazu geschickt machen.“

„Das hoffe ich. Ein Bericht von ihm über einen schwierigen Gegenstand hat mich zu dem Auftrage veranlaßt. Kennen Sie ihn von Seiten seines Charakters? Sein Vater ist — — Sie verstehen mich vielleicht?“

„Eben das mißliche Verhältniß in Ansehung seines Vaters hat mir ihn noch schätzbarer gemacht.“

„Wie so?“

„Ohne ihn selbst zu kennen, rühmte man mir sein kluges Verhalten bei den großen Schwächen seines Vaters. Ich blieb gleichwohl etwas mißtrauisch, aber eine zufällige persönliche Bekanntschaft mit ihm hat dies Mißtrauen nicht nur völlig bei mir vernichtet,

sondern seine guten Eigenschaften in ein noch schöneres Licht gestellt."

„Das freut mich. Die Urtheile erfahrner Männer sind die beste Richtschnur. — Wahrscheinlich muß er bald in Tornhofen seyn."

„Er ist schon da, gnädiger Herr."

„Schon da? — Ein Beweis, daß er pünktlich ist. Ich habe ihm nicht längst erst meinen Willen eröffnet. Sagen Sie ihm, daß ich ihn morgen um 9 Uhr erwarte. Uebrigens können Sie immer auf mein besonderes Vertrauen rechnen, und auf meine Bereitwilligkeit, Ihre Wünsche möglichst zu erfüllen."

Der Herzog ließ vorfahren und der Landrath fuhr mit ihm. So heiter hatte er sich seit dem Tage, an welchem Philippine zuletzt in Vollmersgrün bei ihm war, nicht gefühlt. Für zwei Lieblinge seines Herzens hatte er

gesprochen. Für beide hatte er die lebhafteste Hoffnung. Ihn freute es jetzt, daß der Herzog bei dem Verdacht, in den man ihn gebracht hatte, nicht sogleich Philippinen ihm hatte wiedergeben wollen. Er erkannte darin seine Unpartheilichkeit gegen sie, und seinen ernsten Willen, sie nicht der Leidenschaft preis zu geben.

Die Gräfin Falk wohnte sonst in den Wintermonathen in der Stadt. Diesmal war sie auf ihrem Guthe geblieben, das nicht weit von Tornhofen lag. Unterwegens unterhielt sich der Herzog mit dem Landrath über die Lage von Vollmersgrün. Der Landrath schilderte sie ihm mit der Lebhaftigkeit, die seine Anhänglichkeit an das Landleben erzeugte, und der Herzog versprach ihm einen Besuch. „Dann sollen Sie mich von allem überzeugen, was Sie mir jetzt blos beschrieben haben, setzte er hinzu. Ich sehe wohl, Tornhofen

macht vergebliche Ansprüche auf Sie. Vollmersgrün ist Ihnen zu lieb."

In ihrer Jugend war die Gräfin Falk reich an Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber arm an Vermögen. Sie glich Philippinen; aber sie hatte einen vernünftigen Vater, der ohne Schuld in bedrängten Umständen lebte. Als Fräulein von Anger, blieb sie lange in den stillen Verhältnissen ihrer Eltern unbemerkt, bis der gutherzige junge Mann von Parnulph sie fand, sie liebte und von ihr geliebt wurde. Kein besseres Paar als dies; vom Himmel für einander bestimmt. Und doch fand es der Wille seiner Eltern anders. Ihr Sohn sollte eine reichere Parthie machen. Hätten sie denn vergeblich mit dem von Hurlaischen Hause die Freundschaft unterhalten sollen, durch die sie die reiche Tochter für ihren Sohn zu gewinnen glaubten? Sie wiesen die herzliche Bitte ihres Sohnes zurück,

Er weinte um seine Agnes; sie um ihn. Er erfüllte den Willen seiner Eltern, war aber mit dem reichen Fräulein von Hurla nicht eher glücklich, bis ihre Launen mit ihrem Tode aufhörten.

Nach seiner Verheirathung hatte der Graf von Falk um seine Agnes geworben. Noch beweinte das treue Mädchen ihren Julius: aber die Lage ihres Vaters und die auf immer verlorne Hoffnung, ihren Julius je zu erhalten, hatte sie den Entschluß fassen lassen, seine Hand anzunehmen. Jetzt war sie reich, jetzt Gräfin, jetzt durch ihn in die glänzende Welt des herzoglichen Hofes versetzt; und doch war sie weniger glücklich, als vorher, da sie sich bei ihrem treuen einfachen Sinne, voll Anhänglichkeit an die Natur und ihre Freuden, noch als die zukünftige Gattin ihres Julius dachte. Sie hatte zu viel Bildung des Geistes, um sich nicht mit Feinheit und

Geschmack in ihrer neuen Lage die Liebe ihres Gemahls und die Achtung der übrigen zu versichern; aber sie verlohr bei ihrer glänzenden Rolle nicht das Zartgefühl für Tugend und ächte Humanität, die sich so oft bei der sogenannten eleganten Welt in eine Ueberverfeinerung der Sitten verliert. So lebte sie, und fand ihr einziges Glück in dem bessern Wohlstande ihres Vaters und in der Zufriedenheit ihres Gemahls, zumal da ihre Ehe Kinderlos blieb.

Zu innig aber hatte sie geliebt, als daß sie nicht an den Schicksalen des ersten Lieblings ihres Herzens fortgesetzt hätte Theil nehmen sollen. Julius von Parnulph erhob sich durch seinen reichhaltigen Geist zu den ansehnlichsten Stellen des Staats. Der Herzog schätzte, das Volk liebte ihn. Und doch konnte er das Glück des Lebens nicht seiner

Verdienste gemäß genießen. Die schönste Quelle desselben, die in der Häuslichkeit ist, war ihm auf immer getrübt. Der Eigensinn, die Launen seiner Gattin, ihre Ansprüche, ihre Forderungen wechselten unaufhörlich ab und waren durchaus nie zu befriedigen. Er wurde Vater von zwei Kindern, ohne die väterliche Freude genießen zu können; denn theils wurden die Launen seines Weibes größer, theils konnte er aller ersinnlichen Mittel ungeachtet seinen Kindern keine vernünftige Erziehung geben. Durch eigensinnige Verzärtelung zog sie sie vom Vaterherzen ab, machte sie unfähig zur physischen Lebensdauer und schwächte mittelbar ihren Geist in seiner ersten Entwickelung. Sein Sohn brachte sein wirklich zartes Leben auf sechs Jahre und seine Tochter, welche bei einem feinem Gesicht zur Mißgestalt wurde, fand ihren Tod im vierzehnten.

Anstatt sich nun näher an das Herz ihres Gatten anzuschließen, und da Trost und Beruhigung über ihren Verlust zu suchen, wurde sein Weib jetzt noch unleidlicher. Unvermögend in ihren eignen verkehrten Begriffen und in ihren widersprechenden Wünschen die Ursache ihrer Mißverhältnisse zu finden, und nun schon zu schwach oder zu verhärtet, um über sich selbst gebieten zu können, warf sie vielmehr alle Schuld auf ihren Mann, und quälte ihn mit Vorwürfen über die Vergangenheit und Zukunft. Nur ein Geist wie der seinige, vermochte es sich aufrecht zu erhalten; nur seine Geduld wußte die unendlichen Schwächen zu ertragen. Endlich starb sie, und ihr Tod war wohlthätig für alle, die mit ihr in Verbindung gestanden hatten, am wohlthätigsten aber für ihn.

Geachtet von allen hätte der Landrath von Parnulph als ein noch junger Mann,

leicht wieder eine Gattin finden können; aber seine traurigen Erfahrungen schreckten ihn ab. Wäre vielleicht seine Agnes noch ungebunden gewesen, dann hätte er wahrscheinlich einen neuen Entschluß gefaßt.

Er widmete nun seine Zeit mit treuer Anhänglichkeit seinem Vaterlande, bis seine körperlichen Kräfte allmählig abzunehmen anfingen; und Vollmersgrün gab ihm die Ruhe und Zufriedenheit, nach der er sich so lange gesehnt hatte. Noch mehr erhöhte Philippinens Anmuth seine Freuden, die er in ihrem Umgange und im Schooße der Natur abwechselnd genoß.

Mittlerweile war auch der Graf von Falk gestorben. Zuweilen hatte der Zufall den Landrath in des Grafen und seiner Gemahlin Gesellschaft geführt: allein theils war das Zusammentreffen ihm nicht lieb, weil sein Herz durch die Rückerinnerungen zu sehr verwundet

wurde, theils weil er nachher zu viel mit sich zu kämpfen hatte, um die ihm nöthige Standhaftigkeit zu behaupten. Er wußte zu sehr was er an seiner Agnes verloren hatte, und ob auch sie seiner zuweilen mit Sehnsucht gedächte, wollte er nicht wissen. Nur dann als er die Spätjahre seines Lebens betrat, und die Gräfin Falk als Wittwe auch in der zweiten Hälfte ihres Lebens war, nur dann erst vereinigte sie wieder eine unbefangene Freundschaft. Sie sahen einander nicht oft, aber wenn sie sich sahen, so kamen sie einander mit einer Herzlichkeit entgegen, die unter liebenden Geschwistern kaum in der Größe Statt hat. In seinem friedlichen Vollmersgrün hatte sie ihn einigemal besucht, er sie auf ihrem schönen Wittwensitze in der Nähe von Tornhofen. Könnte wohl noch irgend ein Zweifel übrig bleiben, daß Philippine am besten bei ihr aufgehoben war?

Auch jetzt trat sie ihrem bewährten Freunde; da er als Begleiter des Herzogs zu ihr kam, freundlich, doch nicht ohne merkliche Besorgniß entgegen. Sie wußte, wie zweifelhaft er in Ansehung Philippinens war, sie war es ja selbst; sie hatte außerdem viel um ihn gelitten, wegen der großen Lebensgefahr, bei der schrecklichen Feuersbrunst; sie kannte den unverschuldeten Verdacht, in welchem er beim Herzog stand: — und jetzt kam er in Begleitung des Herzogs zu ihr? Wie sollte sie diese Erscheinung deuten? Selbst die seit einiger Zeit unterbrochne Heiterkeit auf seinem Gesicht wußte sie nicht zu erklären. Und doch mußte sie sich schnell sammeln, um ihren hohen Gast gebührend zu empfangen. Sollte wohl gar der Herzog selbst Philippinens wegen — —

„Ich mache mir Vorwürfe, sagte der Herzog, daß ich Sie nicht schon längst in

ihrer schönen Einsamkeit besucht habe, liebe Gräfin;" und trat in die Stube, wo man die schönste Aussicht auf den Garten hatte. (Zum Landrath.) — „Ich bin Ihnen viel Dank schuldig."

„Meine Freude, erwiederte die Gräfin, ist eben so groß, als meine Ueberraschung."

„Nicht wahr? — Mein Begleiter (auf den Landrath zeigend) ist Ursache."

„Und das edle Herz Ew. Durchlaucht;" setzte der Landrath hinzu.

„Lassen Sie wenigstens meiner Neugierde auch einige Gerechtigkeit wiederfahren. (Zur Gräfin.) Fräulein von Hain ist bei Ihnen?"

„Ja gnädigster Herr."

„Ich wünschte sie zu sehen."

„Haben Sie die Güte sie sogleich kommen zu lassen;" fügte der Landrath zur Beruhigung der Gräfin heiter hinzu. Sie ging.

der Herzog betrachtete die Gemälde und forderte den Landrath zur Erklärung einiger Ideen auf.

„Recht brav; sagte er. Die Verzierung des Ganzen ist zweckmäßig; weder überladen, noch arm. Die Gemälde selbst von Meistern. — Dies Stück hier finde ich auch in meiner Gallerie; aber, ich müßte mich denn irren, ich halte dies für das Original. Das Kolorit ist meisterhaft. Was meinen Sie Herr Landrath? Ist vielleicht das Licht hier vortheilhafter?“

„Verzeihen Ihro Durchlaucht, ich kann mich grade nicht auf dies Stück in Ihrer Gallerie erinnern.“

„Ich weiß seine Stelle genau. Aber es soll vortheilhafter gestellt werden. — (Betrachtend.) Vortrefflich!“

„Wünschten Sie vielleicht jenes mit diesem zu vertauschen; so —“

„Nein, nein! Aber gern betrachte ich dies Stück. Es erinnert mich an so manche Szenen meiner frühern Jahre. Wenn ich im Ovid blätterte, und fand diese Szene, so verweilte ich am längsten dabei. Mit Wehmuth betrachtete ich die Daphne, daß sie zum Baume wurde, und hätte gern ihren Verfolger verjagt, um sie in ihrer schönen menschlichen Gestalt zu behalten. Das Bild blieb dasselbe, aber meine Einbildungskraft mahlte sich den Lorbeerbaum aus, der zuvor ein sanftes liebliches Mädchen gewesen war."

„Eine schöne Regung ihres jungen Herzens."

„Sie wenden sie zu meinem Besten. Es war wohl auch Neid damit verbunden, wenigstens empfand ich menschlich, und dabei ist viel begehrliches."

„Wohl wahr; aber wer unbefangen über sich urtheilt, wird seine Neigungen auch

unbefangener zu beherrschen wissen. Und wie viele gewinnen, wenn ein Fürst das kann!"

„Sie sagen damit viel."

„Dank sey Gott, daß ich dies von Ihnen sagen kann. Ich war ein unpartheiischer Zeuge Ihres Lebens und Wirkens."

„Um dies von mir zu sagen, dazu gehörte eine genauere Prüfung, welche ich selbst nicht anstellen mag. Eine Daphne verfolgte ich zwar nie. Doch wohin führt uns diese Daphne?"

„Dahin, gnädigster Herr, wohin öfterer Szenen der Art führen sollten. Die Kunst würde dann dem wirklichen Leben eine noch schönere Wirkung leisten."

„Sie haben recht. Aber sagen Sie selbst, wer möchte gern eine solche Daphne verfolgt sehen?"

Der Herzog wandte sich aufs neue gegen das Bild, als hinter ihm die Gräfin mit

Philippinen eintrat. Unschuld und Schönheit, mit einer liebenswürdigen Schüchternheit verschwistert, waren ihre Begleiter. Kein erkünsteltes Madonnengesicht, keine gesuchte Freundlichkeit veränderte sie. Sie war es selbst; nur ihr Liebreitz stand in allen Punkten im schönsten Lichte.

„Ha, sieh da; sind sie — —" fing der Herzog an, und sein Auge fiel auf ihre reitzende Gestalt. Ihre Verbeugung war natürlich und schön. Der Herzog hielt inne. Sein Blick ruhte mit Befremdung und Wohlgefallen auf ihr.

„Du wirst einer besondern Gnade gewürdigt, liebe Philippine;" sagte der Landrath.

„Also das ist das Mädchen, fiel der Herzog ein, die — — Ich gestehe, lieber Landrath, daß — doch was soll ich sagen? — Sie wissen wovon wir sprachen. Fast möchte ich fragen, ob dies das Original von dem

sey, was ich eben für das Original hielt. (Zu Philippinen.) Wurden Sie das in Vollmersgrün?"

Philippine. Was ich bin, verdanke ich einzig der Güte des Herrn Landraths.

Herzog. Sie verließen also wohl den Ort nicht gern?

Philippine. Ich kenne keine schönern Freuden, als die ich da genossen habe. Wohl mir, daß ich hier bei der guten Gräfin bin, und mich mit ihr an Vollmersgrün erinnern kann.

Herzog. (Zur Gräfin.) Sie kennen den Ort auch?

Gräfin. Ja, Ihro Durchlaucht.

Herzog. (Zu Philippinen.) Aber die Vergnügungen der Stadt sind Ihnen vielleicht zu wenig bekannt. Die größere Geselligkeit, die abwechselnden Unterhaltungen, und über-

haupt so manches, was das Landleben nicht giebt, das alles ist Ihnen noch zu fremd.

Philippine. Und doch liegt in mir kein Wunsch, die Vergnügungen der Stadt näher kennen zu lernen.

Herzog. Also lieber aufs Land zurück?

Philippine. Wie gern!

Herzog. Sonderbar. Glauben Sie denn immer da bleiben zu können? Ein Mädchen, wie Sie — — doch, Herr Landrath, haben Sie Kinder?

Landrath. Die meinigen starben mir früh. — Dies Mädchen ersetzte sie mir.

Herzog. Ich erinnere mich, daß Sie mirs gesagt haben. — Um so mehr wundere ich mich. Oder ist vielleicht eine Nachbarschaft dort, die Sie besonders interessirt, gute Hain?

Philippine. Einige gute Familien.

Herzog. Und? — Fahren Sie fort. Ich möchte gern ein ganz offenes Geständniß der Ursache hören, die Ihnen Vollmersgrün so anziehend macht.

Philippine. (Sanft erröthend.) Bei meinem Wohlthäter den gewohnten Gang meines Lebens, wie bisher, fortzusetzen; dies ist der Hauptgrund meines Wunsches.

Herzog. Hm, ich sehe wohl, daß Sie sich nicht verrathen wollen.

Landrath. Sie sind sehr gütig, gnädigster Herr. Ich errathe, was Sie zu hören wünschen. Indeß glaube ich nicht, daß eine andere Neigung ihr gerade Vollmersgrün so wünschenswerth machen sollte.

Herzog. Sie sind ein glaubwürdiger Mann. — Liebe Gräfin, ob gleich der Frost den Boden drückt, so wünschte ich doch Ihren Garten zu sehen. Seine Anlage, so weit ich sie hier sehe, gefällt mir. Für Da-

men ist es keine Einladung, aber der Herr Landrath wird mich begleiten.

Gräfin. Ihro Durchlaucht werden ihn nicht groß finden. Uebrigens ist er mir auch jetzt ein angenehmer Ort. Ich genieße die Erinnerung an die schöne Jahreszeit oft in meinem Gewächshause. Befehlen Sie, so haben wir die Ehre Sie dort zu erwarten.

Herzog. Desto schöner, die Natur gewinnt durch solche Gesellschaft. (Er geht. Mechanisch läßt er sich in den Garten führen, wo er in Gedanken neben dem Landrathe hingeht. Endlich steht er still und fragt:) „Wie alt ist das Mädchen?"

Landrath. Neunzehn Jahr.

Herzog. Bei Gott, eine blühende Schönheit.

Landrath. Und gut — gewiß gut.

Herzog. Um so mehr wäre es Schade, wenn diese Schönheit durch Leidenschaft zer-

stört würde. — Sie haben mich in der That in Verlegenheit gesetzt.

Landrath. Ihro Durchlaucht, ich —

Herzog. Ich war zu wenig vorbereitet, ein Mädchen der Art zu finden.

Landrath. Diese Meinung bestätigt meine herzliche Theilnahme an allem, was ihr begegnet.

Herzog. Glauben Sie aber auch, daß ihre Liebe zum Landleben dieselbe bleiben wird? Die jetzigen städtischen Eindrücke können sie vielleicht unvermerkt stören.

Landrath. Ich fürchte es zwar nicht. Indeß mag diese Periode ihr eine Schule der Erfahrung und Prüfung seyn.

Herzog. Wie verstehen Sie das?

Landrath. Ich will mich überwinden, eine Zeit von Vollmersgrün mich zu trennen.

Herzog. Und wollen hier bleiben, recht schön. Da gewinn auch ich.

Landrath. (Verbeugt sich.) Die junge von Hain aber mag eine Zeit lang bei der Gräfin leben. Sie gewinnt bei ihr mehr als bei mir, theils durch sie selbst an der höhern weiblichen Kultur, theils durch die Nähe der großen Welt, mit der sie in den jetzigen Verhältnissen und bei Ew. Durchlaucht so wohlthätigen Gesinnungen, am besten bekannt werden kann. Ich will dabei ein unpartheiischer und väterlicher Beobachter bleiben.

Herzog. Ihr Plan ist vortrefflich. Ich hoffe es wird ihrer Einsicht gelingen, ihn auszuführen. Rechnen Sie ganz auf meine Unterstützung.

Landrath. Aber noch ist etwas, gnädigster Herr, was zu einer Besorglichkeit mir Anlaß giebt.

Herzog. Und das ist?

Landrath. Ihre arme Mutter.

Herzog. Wo lebt sie jetzt?

Landrath. In dem Hause des Geheimenraths von Felseck, der sich jetzt mit Fräulein von Scherlitz verbindet.

Herzog. Die sonst Hofdame war?

Landrath. Ja.

Herzog. (Steht still. Nach einer Pause, mit sichtbaren Unwillen.) Lieber Landrath, ich unterdrücke vorsätzlich mehrere Fragen, zu denen mich ihre Mittheilung veranlassen könnte. Nur diese: Wollen Sie nicht die Mutter statt der Tochter zu sich nehmen?

Landrath. Die Vorurtheile, welche dadurch gegen mich entstehen könnten, hindern mich daran.

Herzog. Ich glaube Sie zu verstehen. (Nachdenkend.) Hm, — indeß könnte sie doch während Ihres hiesigen Aufenthalts in Vollmersgrün leben: Oder — — ja, das

das ist besser. Sagen Sie ihr, daß sie auf unbestimmte Zeiten von mir eine jährliche Pension von 300 Thalern erhalten soll.

Landrath. O gnädigster Herr, wie soll ich —

Herzog. Nichts von Dank. Ich komme Ihnen in der Wohlthätigkeit noch lange nicht gleich.

Mehr als der biedere Landrath zu bewirken geglaubt hatte, wurde ihm jetzt durch die Güte des Herzogs gewährt. Nur das Glück seiner Lieblinge hatte er sichern wollen, und auch die Ruhe der Frau von Hain war nun aufs neue gegründet.

Lange unterhielt sich noch der Herzog mit der Gräfin und Philippinen im Gewächshause, und fuhr erst spät mit dem Landrathe wieder zurück. Gern hätte nun der Landrath noch diesen Abend an Philippinens Mutter geschrieben, wenn er nicht hätte abwarten

wollen, welche Aufnahme Otto von Felseck den Morgen darauf beim Herzog finden würde. Aber auch diese übertraf seine Wünsche, und sein Brief war der heiterste Zeuge seiner herzlichen Freude.

Im ungestörten Genusse seines Lebens vergißt gewöhnlich der Mensch den Grad seines Glücks, zu dem er erhoben worden ist, er verkennt es vielleicht ganz, und strebt unbedingt nach höhern Stufen. Nur dann, nach einer nahen vorübergegangenen Gefahr, die ihn arm und unglücklich hätte machen können, nur dann erkennt er seinen gegenwärtigen Zustand als ein Glück und dankt, daß er das noch ist, was er war.

Gewiß war also auch das an hohen Festtagen gewöhnlich mit Pomp aufgeführte Te Deum seit vielen Jahren nicht mit der

Uebereinstimmung dankbarer Gefühle gesungen, gehört und aufgeführt worden, als am nächsten Sonntage nach dem gefahrvollen Brande in Tornhofen. Welch' ein allgemeiner Drang nach der Hauptkirche, wo sich die herzogliche Capelle versammelt hatte! Welch eine feierliche, stille Andacht bei allen! Welch' ein Ernst des Danks, der Anbetung, der Rührung! Kein Dünkel einer eingebildeten Größe, kein Leichtsinn, kein spöttischer Blick über die mehr oder weniger zweckmäßige Einrichtung der Liturgie, keine Sucht zu prahlen. — Ein Geist, ein Bedürfniß, das Bedürfniß der Anbetung, wie es bei religiösen Versammlungen immer der Fall seyn sollte, vereinigte diesmal die große Menge.

Ueberlassen dem Gefühl der Andacht, stand auch Otto an einen Pfeiler gelehnt. Was wäre vielleicht, dachte er oft, dieser schöne Tempel, diese Stätte, wo ich jetzt

bin, wenn die Wuth des Feuers um sich griff? Eine wilde zerstörte Stätte, in deren Entfernung man mit ängstlichen Mienen auf sie hingewiesen hätte, mit dem Ausruf: dort stand die Hauptkirche. Dieser Gedanke hätte ihn traurig gemacht, wenn nicht die feierliche Musik, die herzerhebenden Töne, die aus dem hohen Gewölbe in harmonischer Verbindung niederhallten, seiner Stimmung einen lebhaftern Schwung mitgetheilt hätten. Er überlies sich der allgemeinen Freude, die jetzt herzlich und wahr von der versammelten Menge zur Gottheit sich erhob, und die dann durch eine zweckmäßige Rede eine noch größere Bestimmtheit erhielt.

Nach Beendigung dieser Gottesverehrung verließ die Menge schweigend den Ort der Andacht. Vielleicht waren die Hunderte seit mehrern Jahren nicht mit dem religiösen

Sinne aus dieser Kirche gegangen, als heute. Vielleicht —

Hier trat eben Otto auf die letzte Stufe außerhalb der Kirchthüre, mit ähnlichen Betrachtungen. „Mein Gott, rief eine Stimme neben ihm, sind Sie es wirklich! — Wirklich!" Otto wendete sich, und ein heiteres frohes Gesicht eines Bekannten lächelte ihn an.

Es war Normann, dem Otto bei seinem Abgange von der Universität durch seine Vermittelung eine so beträchtliche Unterstützung verschafft hatte. Beide drückten einander die Hände, und gern hätte Normann seinen Freund und Wohlthäter umarmt, wenn ihn nicht die Menge daran verhindert hätte. Er bat ihn seitwärts zu kommen. Und sie gingen und Normann war der Freude so voll, daß eine Frage die andere verdrängte. „Ich bin Ihnen ja alles alles schuldig!" rief er oft noch

dazwischen, daß Otto nicht wußte, wenn er einfallen sollte.

Endlich trat die Freude in ein größeres Gleichgewicht. Otto erz hlte ihm nun, in welcher Absicht er in Tornhofen sey, und daß er morgen seine Reise, vorzüglich nach England und Schweden, antreten würde. Aus Normanns Augen leuchtete die innigste Theilnahme und auch er erzählte ihm die Geschichte seiner Tage, seitdem er die Universität verlassen hatte, wie es die Zeit und seine Freude ihm erlaubte.

„Ich wurde, sagte er unter andern, hierher empfohlen, und beim Finanzkollegio einstweilen angestellt. So gut aber auch die Aussicht für die Folge war, so wenig leistete mir die Gegenwart den nöthigen Unterhalt, da ich anfänglich auf keinen Gehalt rechnen konnte. Zufällig aber wurde der Haussekretair des Prinzen August krank, und ich erhielt

den Auftrag einstweilen seine Stelle zu versehen. Dadurch war für mein Leben zwar gesorgt, um so mehr, da die Krankheit des Sekretairs langwierig wurde, von der er auch jetzt noch nicht hergestellt ist; allein —" (die Achseln zuckend.)

„Ich kann errathen, was Sie sagen wollen, fiel Otto ein. Prinz August, seine Leidenschaften, seine Unterhändler sind bekannt genug."

„Also wissen Sie, welche —"

„O ich weiß, welche Gewebe von ihm und seinen Gehülfen gesponnen werden."

„Nun dann kennen Sie auch mein trauriges Verhältniß."

„Freund, ich kenne ihr Herz. Für Bosheit und Kabale ist es zu gut; daher bedaure ich Sie, daß Sie jetzt genöthigt sind, der Leidenschaft zu dienen. Indeß kön-

nen Sie auch in Ihren Verhältnissen mehr Gutes thun, als vielleicht ein anderer."

„Soll ich Bosheiten entlarven, und mein Brod auf immer verlieren?"

„Sie müssen allerdings behutsam und klug zu Werke gehen, daher Ihnen ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit als Beistand nöthig ist, ein Mann von Klugheit und Weltkenntniß."

„Ein trefflicher Rath: aber wo wüßte ich einen von so bewährten Eigenschaften?"

„Ich will Ihnen den Landrath von Parnulph nennen, der sich hier einige Zeit aufhalten wird."

„Kennen Sie diesen Mann? Aber wissen Sie auch, daß gerade gegen ihn so manche Ränke geschmiedet worden sind? Ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die —"

„Wahrscheinlich kenne ich sie größtentheils schon."

„Ach Gott, und Sie glauben also, daß ich bei ihm Rath finden würde?“

„Ich werde Sie selbst bei ihm empfehlen.“

„Wollen Sie das? O eine neue große Wohlthat!“

„Versprechen Sie mir dagegen, daß Sie mir wenigstens über wichtige Fälle, die diesen Mann betreffen, Auskunft geben wollen. Von Zeit zu Zeit sollen Sie erfahren, wo Ihre Briefe mich finden.“

„Sie überhäufen mich aufs neue mit Ihrer Güte. Ich selbst wollte Sie darum ersuchen.“

Otto hätte gewünscht, daß ihm mehr Zeit zu einer längern Unterhaltung mit dem gutdenkenden Norrmann geblieben wäre. Allein er hatte mit dem Landrath noch zu reden und, was das wichtigste war, — er sollte Philippinen noch einmal sehen. Indeß waren Norr-

manns Bitten zu dringend; er begleitete ihn nach Hause, und nahm dann nach einem kurzen Aufenthalt, von ihm Abschied.

Er fand den Landrath nachdenkender, als je. Väterliche Güte und inniges Wohlwollen leuchtete aus allen seinen Mienen. Er reichte ihm beide Hände entgegen, blickte ihm forschend ins Auge und sagte: „Werden wir uns wiedersehen? — Es liegt eine Zeit vor uns, die wir nicht kennen. Nur dies wissen wir, daß nicht alles so seyn wird, wie es jetzt ist. Lassen Sie uns daher beide den Gedanken recht lebhaft denken, daß wir uns auf die wichtigsten Ereignisse vorbereiten müssen. Unsere schönsten Lieblingswünsche und Ideen können scheitern, ohne daß wir Veranlassung dazu gaben. Desto sorgfältiger aber lassen Sie uns dahin sehen, daß wir uns selbst keinen Vorwurf zu machen haben. Als Menschen wollen wir Herz und Verstand bei allen Vor-

fällen des Lebens gemeinschaftlich zu Rathe ziehen. Denn nur bei einer solchen Gemeinschaft werden unsre Handlungen rein menschlich, weder zu voreilig noch zu hart, weder zu nachgiebig noch zu störrig. Unendlich viel werden besonders Ihre Reisen beitragen, Ihren Geist nicht bloß mit Wissenschaften zu bereichern, sondern Sie zugleich mit den allgemeinen und besondern Wünschen und Neigungen des Menschen, wobei Herkommen und Gewohnheit ungleich mehr thut, als Ueberzeugung des Verstandes, vertrauter zu machen. Ich habe letzthin schon diese Bemerkung gemacht, und wiederhole sie jetzt. Wenden Sie diese Erfahrungen auf sich und Ihr Leben an. Sie werden dadurch Ihrem praktischen Leben eine gewisse edle Ungebundenheit geben, die sich mit National-Gewohnheiten und Zeitsitten zu vertragen weiß, ohne von ihnen sich beherrschen zu lassen. Denn in dieser

zweckmäßigen Anwendung liegt eigentlich das, was der Ausdruck sagen will — ein Mann von Welt.“

Otto empfieng diese väterlichen Winke mit kindlicher Dankbarkeit. Sie waren zu wohlthätig für ihn, sie schlossen sich so schön an die ehemaligen Leitungen seiner verewigten Mutter an, und gaben seinem Herzen schon jetzt bei der Trennung von Philippinen die nöthige Richtung.

„Aber noch eins, fuhr der Landrath fort. So lieb mir die Gnade des Herzogs ist, welche er Philippinens Mutter erzeigt, so bin ich doch darin nicht mit ihm einverstanden, sie während meines hiesigen Aufenthalts in Vollmersgrün allein wohnen zu lassen. Ich wünsche alle dem zu entgehen, was mir den Schein eines Antagonisten in den Augen des Prinzen und seiner Anhänger geben könnte. Ueberdies würde die Gute in zu großer Ein-

samkeit und zu wenig beschäftigt leben. Mir ist daher das brave Karmersche Haus eingefallen — "

„O vortrefflich; unterbrach ihn Otto, wo wäre sie besser aufgehoben."

„Sie findet an ihr besonders eine heitere und eben so uneigennützige Gesellschafterin, die überdies ihren Jahren ziemlich angemessen ist. Ich habe also meinen Wunsch und das Verhältniß der guten Frau von Hain diesem Hause mitgetheilt, und bin im voraus gewiß, daß man meine Bitte Statt finden läßt. Nehmen Sie diese Nachricht, die auch Ihrem Herzen lieb seyn wird, mit auf Ihre Reise."

Dieser erfreulichen Mittheilung setzte nun Otto die Bitte in Betreff seines Freundes Norrmanns entgegen. Er schilderte ihn, wie sein Herz und seine Bekanntschaft mit ihm auf der Universität es ihm eingaben.

Allein der Landrath hatte mehrere Bedenken, gerade diesem jungen Manne als Rathgeber zu dienen. „Sie kennen ihn, sagte er unter andern, in seiner jetzigen Lage noch nicht genug. Er konnte auf der Universität der rechtschaffenste Mann seyn, weil er keinen Prüfungen ausgesetzt war; aber jetzt ist er in dem Falle. Es ist zwar lobenswerth an ihm, daß er sein jetziges Verhältniß nicht nach Wunsch findet, und sich einen Rathgeber sucht: allein da er gedrungen ist, in seiner Lage aus Mangel eigenen Vermögens zu bleiben; so ist er nicht ganz Herr seines Willens und seines Handelns. Folglich ist es bedenklich sein Rathgeber zu seyn. Nur in so fern verspreche ich also ihm zu dienen, in wieweit es der Klugheit entspricht. Auch hierin werden Sie noch manche Erfahrungen am Menschen machen. Wozu giebt sich nicht oft der Mensch hin, aus Liebe zum Leben, zum Ge-

winn! Welche schöne Grundsätze hat nicht schon der verbesserte physische Wohlstand vernichtet!"

Auf diese Art unterhielt sich der Landrath noch lange über Gegenstände, die er selbst bei Ottos Abreise zu betrachten für nöthig fand, oder wozu Otto ihm Veranlassung gab. Beide fuhren nach diesem Besuche gemeinschaftlich zur Gräfin Falk.

Wie eine liebende Mutter trat diese edle Frau mit Philippinen ihnen entgegen. Ein Bild wahrer Humanität und weiblicher Liebenswürdigkeit, welcher auch der stolzeste Mann gern seine Huldigung bringt, ohne den Gesetzen des Herkommens fröhnen zu dürfen. Wäre Philippinens Mutter nicht ein Weib voll Güte und Milde gewesen, welche Mutter hätte man ihr dann wünschen mögen, als die Gräfin Falk?

Und Philippine selbst — welch' ein himmlischer Reitz umschwebte die Holde, als Otto vor ihr stand! Wie hingeführt vom Genius der Unschuld und Liebe, kam sie an der Seite der Gräfin ihm entgegen, für den ihr Herz mit Liebe sprach. Ihr Blick hing an ihm, der seinige an ihr. Sie sahen sich wieder, zwar um sich aufs neue zu trennen; aber mit der stillen bescheidenen Hoffnung, welche das Herz beruhigt, ohne auf die Gewißheit der Gegenwart zu trotzen.

Wer hätte überhaupt nicht bei dieser Zusammenkunft ein stiller Zeuge seyn mögen! Für den guten Menschen ist es ohnehin eine der wichtigsten Freuden, edle vereinigt zu wissen, auch ohne an der Vereinigung selbst Theil nehmen zu können. Eine Gemeinschaft der Art bringt immer edle Früchte, welche der Gute der Menschheit wünscht. Zwar dringt sich der Gedanke auf: warum die na-

türlichen Bande nur selten eine solche Vereinigung bewirken? Konnte nicht der Landrath der Gatte der Gräfin, konnte er nicht der Vater Ottos seyn? Warum so selten ein vollständiges fleckenloses Familienbild? Allein wie hielte sich dann das praktische Schöne und Gute in dem großen Gemenge des menschlichen Lebens, wenn die moralische Ordnung des Ganzen keine Zerstreuung der Guten gewollt hätte? Diese sollen das Salz der Erde seyn. Diese sind die Gemeinschaft der Heiligen, welche keine körperliche Trennung aufhebt. Nur zuweilen einander zu begegnen, das gehört zu ihrem Vorschmacke des jenseitigen Lebens.

„Küßt Euch Kinder!“ rief der Landrath mit freundlichem Ernst, als er mit Otto wieder zurückfahren wollte. „Ich selbst bitte Euch um diesen Kuß, der in seinen Wirkungen für Euch wohlthätig seyn soll. Denken

Sie an ihn, lieber Felseck, wenn Sie weit von uns und von Philippinen entfernt sind, wenn andere Sitten und Gebräuche Ihre Grundsätze zu untergraben drohen, wenn Leichtsinn oder scheinbare Tugend ihr Herz in Anspruch nehmen. Und Dir, liebe Philippine, bleibe er ein Warnungszeichen, in der Periode, die Du jetzt durchlebst, wo sich so viele Reitze Dir entgegenstellen werden, wo Du die Welt von ihrer gefährlichen Seite kennen lernen sollst. Küßt Euch und seyd glücklich!"

Die Liebenden umarmten sich, und eine Thräne der Wehmuth und Freude glänzte in ihren Augen. Philippine sah weinend dem Wagen nach, der den Liebling ihres Herzens auf unbestimmte, vielleicht lange, Zeiten ihr entnahm.

Ehe es noch völlig Tag war, verließ Otto am Morgen darauf die Residenz mit seinem Jakob. Noch einmal hatte ihn der Land-

rath gesegnet; noch einmal ihn an sein Herz gedrückt, das ihn für den Mangel der Liebe seines Vaters entschädigte; und so fuhr er aus Tornhofen mit einer Rührung, die er bei der Trennung von Gottesheim nicht hatte empfinden können.

Sein Weg führte ihn durch das Dorf Sternberg, welches seiner romantischen Lage wegen, sehr häufig besucht wurde und von Tornhofen nicht weit entfernt lag. Hatte nun auch der Herbst die Gegend an Anmuth schon um vieles beraubt, so machte sie doch Eindruck auf Ottos weichgestimmtes Herz durch ihren besondern Charakter, der jetzt bei den entlaubten Bäumen um so sichtbarer war. Er machte seinen Jakob auf verschiedenes aufmerksam und dieser, der in seiner Jugend einen Theil der Schweiz bereist hatte, stellte Vergleichungen an.

Jetzt wendete sich der Wagen um einen schroffen Abhang in einen Hohlweg. — Der Postillion blies. — Links erhob sich ein Berg, mit jungen Fichten bewachsen, um den sich ein Bach zog, welcher mehrere Wasserfälle bildete. Otto betrachtete das schöne Ganze und dachte an die Lieben, die er jetzt verlassen hatte, und wünschte ihre Gegenwart.

Da fiel ihm die rasche Bewegung eines Mannes auf, der eilig den Berg herab kam. Er kam näher, sprang in den Hohlweg hinab und näherte sich dem Wagen. „Noch einmal mußte ich Sie sehen!" rief er jetzt dem Bergrathe zu, und Otto erkannte seinen Freund Norrmann.

Otto stieg aus und genoß noch eine trauliche Stunde der Freundschaft. Die Unterhaltung mit ihm war ein beruhigender Uebergang von der Trennung, die seinem liebenden Herzen so schwer geworden war, zu einer gänz-

lichen Abgeschiedenheit. Die Freundschaft beruhigt, wenn Liebe verwundet. Doch schwieg Otto auch jetzt von seinem Verhältniße zu Philippinen. Gefaßter nahmen sie beide von einander Abschied.

Mittlerweile war in Gottesheim die Verbindung des Geheimenraths mit Mathilden vollzogen worden. Mit dem schwärmerischen Enthusiasmus, womit er sich von jeher an seine momentanen Liebhabereien auf einige Zeit anschloß, liebte er jetzt Mathilden. Stolz auf ihren Besitz, ergab er sich in allem ihrem Willen, und zwang jeden, wer sie sah, in seine überspannten Lobeserhebungen einzustimmen, oder sie wenigstens zu bestätigen. „Meine Frau mußt Du sehen, wenn Du was schönes sehen willst;“ sagte er oft zu dem gemeinsten Menschen.

Unter solchen Verhältnissen mußte daher ein Schreiben aus dem biedern von Karmerschen Hause und die Versicherung des Landraths von Parnulph wegen des vom Herzoge bestimmten Gnadengeldes der Frau von Hain äußerst willkommen seyn. Sie sah Mathildens Heimtücke, die sich oft hinter eine erborgte Leutseligkeit verbarg; daher ihr jeder Tag lästig wurde, den sie noch im Hause des Geheimenraths zubringen sollte. Von Karmer hatte sein Schreiben mit solcher Klugheit verfaßt, daß es ganz das Ansehen hatte, als ob häusliche Verhältnisse eine Unterstützung in Betreff seiner Frau nothwendig machten. Frei konnte sie also den Brief selbst im Original dem Geheimenrathe vorlegen, und er war schwach genug, bloß ein glückliches Ohngefähr hier zu finden, wo Vorsichtigkeit jedes Wort behutsam gewählt hatte. Daß Mathilde anderer Meinung war, sah man aus ihrem

Schweigen; was sie übrigens dachte, sey dahingestellt. Die Frau von Hain war den folgenden Tag schon auf der Reise.

Auf die Art war nun der Geheimerath von allen Redlichgesinnten verlassen, und Mathildens Herrschaft völlig unterworfen. Seine blinde Leidenschaft folgte ihr in allem, und sie benützte seine Schwachheit gleich Anfangs so zu ihrem Vortheile, damit sie ihn in der Folge bei veränderten Gesinnungen desto sicherer tyrannisiren könnte. Bei ihrem ohnehin großen Hange zur Verschwendung suchte er ihr in ihren Wünschen, so unersättlich sie waren, noch zuvor zu kommen; daher die so ganz veränderte Gestalt seines Hauswesens, das seine erste Gemahlin mit so vieler Sorgfalt und Klugheit in eine anständige Einfachheit zu setzen gewußt hatte; daher die beständigen Gesellschaften, in denen Mathilde als die erste immer glänzen wollte; daher selbst

der kleinliche und gleichwohl mit Aufwand verbundene Schmuck, der dem männlichen Alter so wenig entspricht, wodurch der Geheimerath sich einen jugendlichen Anstrich zu geben bemüht war.

Er hatte unter andern die Thorheit begangen, ihr selbst zum Beweise seiner zärtlichen Anhänglichkeit mehrere für seinen Sohn nachtheilige Reden beyzubringen. Er nannte ihn einen Schwachkopf, den er für die Zurücksetzung seines Glücks auf die empfindlichste Art bestraft hätte. Er setzte den Grund seiner schnellen Abreise nicht in seinen Widerwillen gegen die Verbindung mit Mathilden, sondern in Neid und Mißgunst. Er schilderte seinen Charakter überhaupt mit gehäßigen Farben, so wie den Charakter seiner ersten Gemahlin. Allein gerade diese Schilderung, dieser Tadel bewirkte bei Mathilden das Gegentheil. Sie wußte selbst zu gut, warum

sie seine Gemahlin geworden war, wieviel sie verlohren und aus Rache aufgeopfert hatte, ohne daß ihr Plan vollkommen gelungen war: folglich wuchs ihr geheimer Groll gegen ihn selbst nur noch mehr.

Nicht sowohl aus schwesterlicher Liebe zu ihrem Bruder, sondern vielmehr um durch ihn den Herrn von Angerloh desto sicherer in ihrem Hause einzuführen, waren der Rittmeister von Scherlitz und Herr von Angerloh die gewöhnlichsten Gäste. „Ich kann mich von einem geliebten Bruder und von seinen Freunden nicht trennen;" sagte sie gewöhnlich, und was glaubte ihr nicht der Geheimerath? wie hätte er ihren Bruder und seinen Freund nicht für die besten Menschen halten, nicht sie mit offnen Armen aufnehmen sollen? Sein Stolz auf Mathildens Besitz, seine blinde Liebe war zu groß, als das Eifersucht jetzt in seinem Herzen hätte Platz finden

können; noch weniger war er im Stande, ein geheimes Einverständniß zwischen ihr und Angerloh auch nur muthmaaßen zu können.

Da Mathildens Namenstag unter andern gefeiert werden sollte; so beschäfftigte ihn der Gedanke sehr, wie diese Feier glänzend und auf eine auszeichnende Art veranstaltet würde. Bloß Gesellschaft zu dem Tage zu bitten, eine Landparthie zu veranstalten, Musik zu bestellen, das alles war ihm zu wenig, zu gemein. Die Feier sollte ungewöhnlich, sollte seinem Geschmack Ehre bringend, und Mathildens Geschmack angemessen seyn. Hierzu kam, daß er sie damit überraschen wollte, daher er die Vorbereitungen dazu im Hause selbst nicht treffen konnte.

Mathildens öftern Klagen aber, daß man in Gottesheim und in der ganzen Gegend nichts von den höhern Vergnügungen der gebildeten Welt, von Koncerts und Komödien

genießen könnte, halfen ihm auf eine Idee, die er so vortrefflich fand, daß er sogleich an ihre Ausführung dachte. Er wollte eine Komödie veranstalten.

Hierzu fehlte es ihm freilich an Literatur; aber er wußte sich zu helfen. Der Kantor in Gottesheim war ziemlich der allgemeine Dichter für die ganze umliegende Gegend. Er selbst hatte zwei Gedichte an seinem Hochzeittage aus seiner Feder erhalten. Zu diesem ging er also, theilte ihm seinen Plan mit, forderte ihn auf, ein Stück zu verfertigen, und fügte etlichemal bei: „ich bezahle gut.“

Der Kantor, für seine Arbeiten ohnehin sehr eingenommen, nahm diesen Auftrag mit dem sichtbarsten Ehrgeitz auf. Der Besuch des Geheimenraths und die ansehnliche Belohnung, die er zu erwarten hatte, erhoben seinen Dünkel noch mehr. — „Eine Komödie?“ sagte er mit denkender Miene. „Aber

erlauben der Herr Geheimerath, von welcher Gattung befehlen Sie denn? Wir haben Lust- und Trauerspiele, theatralische Familien-Gemälde, Schauspiele, Ritterspiele, Singspiele, Poßen und andere kleinere Arten."

„Ei auf jeden Fall etwas Lustiges, erwiederte der Geheimerath. Es ist ja ein erfreulicher Tag, den ich feiern will."

„Nun wohl. Allein das Lustspiel will in der jetzigen Zeit auf verschiedene Art behandelt seyn. Wünschten Sie es im neusten Geschmack zu haben?"

„Allerdings, was Altmodisches will ich nicht!"

„Dann müßte ichs in Versen schreiben."

„Nun gut, nur was schönes."

„Ich darf mir schmeicheln, daß der Herr Geheimerath schon Proben meines Talents gesehen haben."

„Das hab' ich, das hab' ich; drum komm ich zu Ihnen.“

„Nur noch eins, wenn ich mich unterfangen darf. Wie viel Personen sollen denn darin auftreten?“

„Wie viel Personen? Ja da muß ich erst nachdenken. — Meine Frau kann doch selbst nicht mitspielen.“

„Diesmal wohl schwerlich.“

„Auf jeden Fall muß die Komödie in Schönwalde gespielt werden. In Wochau möchte sie die Zubereitungen sehen, und es soll sie ja überraschen.“

„Schön, schön, da haben Sie ja gleich die beiden Fräulein, Malchen und Judith.

„Werden sie denn Talent haben?“

„Warum nicht? Frauenzimmer finden sich leicht in die Künste des Theaters.“

„Dann würde ich noch mitspielen, der Kammerjunker von Spruck und der Herr von Angerloh. Wären wir da nicht genug.

„Wie Sie wollen. Der Dichter muß sich darnach richten.“

„Ich sage Ihnen aber, eine lange Rolle möchte ich nicht gern haben. Ueberhaupt muß das Stück nicht zu groß seyn. Auch müßten Sie Bediente und andere gemeine Personen darin weglassen. — Sie verstehen mich. —“

„Ganz nach Ihren Wünschen.“

„Nur vergessen Sie nicht, daß die Sache bald fertig seyn muß. So was will doch gelernt seyn, und viel Zeit ist nicht übrig. Denken Sie in drei Wochen.

Hogarth würde sich gefreut haben, den Kantor nach diesem Auftrage Abends an seinem Pulte zu sehen. Frau und Kinder mußten sich entfernen, um ihn nicht zu stöhren. Und dennoch wollte ihm kein Plan recht ge-

lingen. Erst am dritten Tage sagte er zu seiner Frau beim Schlafengehen: „Nun hab' ichs. — Ein Stück muß das werden, — zum verwundern. — Wer hats gemacht? wird man fragen. — Der Kantor in Gottesheim."

So sehr er aber auch arbeitete, um fertig zu werden, so kam doch der Geheimerath früher, als ers wünschte. Erst in einigen Tagen darauf konnte er seine Arbeit ihm vorlegen. „Ei das ist viel, sehr viel;" sagte der Geheimerath.

„Bitt' um Verzeihung; nur groß geschrieben."

„Lesen Sie doch was. Wie ist der Titel?"

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie im voraus mit dem bearbeiteten Gegenstande bekannt zu machen. Da Sie sämmtlich Personen von Stande sind; so habe ich Götter und Göttinnen handeln lassen."

„Gut, schön.“

„Dadurch erhalten Sie Gelegenheit, sich sämmtlich im vollem Glanze zu zeigen: denn Dekorazionen und Kleider machen jetzt eine Hauptsache des Theaters aus.“

„So so; nun lesen Sie doch.“

„Der Titel ist; Die glorreiche Göttin Hebe, oder: das moderne Verlöbniß.“

„Hebe? — Das bezieht sich wohl auf meine Frau?“

„Allerdings.“

„Brav, brav; gut ausgedacht. Aber Verlöbniß? — Meine Frau ist ja schon verheirathet.“

„Ich bitte zu bedenken, daß Komödien gewöhnlich die Geschichte der Liebe bis zur Verlobung enthalten.“

„Ja, ja, Sie haben Recht; — nu?“

„Die Personen sind: Jupiter, Bachus, Herkules, Hebe und Helena.“

„Also lauter Götter? Aber die Rollen, wie sollen die vertheilt werden?“

„Meine unmaaßgebliche Meinung wäre so. Den Jupiter sollte der Herr Kammerjunker von Spruck machen.“

„He, he, he! wenn er nur nicht zu dick seyn wird.“

„Den Bachus, Ew. Hochwohlgeboren.“

„Ich? Ei zeigen Sie doch. Hat er viel zu thun? — Indessen vertheilen Sie nur erst.“

„Den Herkules der Herr von Angerloh; die Hebe, Fräulein Malchen und die Helena Fräulein Judith.“

„Nicht übel; wahrhaftig es ist, als wenn ich sie alle schon so geputzt auftreten sähe. Also Jupiter, Bachus, Herkules, Hebe und Helena.“

„Ja, das sind die Personen.“

„Nu das Stück selbst?“

„Wenns Ihnen gefällig ist, (der Kantor liest.)

Jupiter, den Bachus hervorziehend

Jupit. Mit Deinem Trinken!
Kannst auf ein paar Worte
mich doch anhören.

Bach. Aber die Torte, Papa, die Torte!

Jupit. Bleib, sag ich Dir
und hab' Respekt vor mir.

Bach. Das Gläschen will ich nur leeren.

Jupit. Du sollst mich jetzt hören.
Bei meinem Götterblut
es wird sonst nicht gut.

Bach. (seufzt) Nun gut Papa,
ich bleibe ja da.

Jupit. (Mit Würde) Ich habe, wie Du siehest, heut
Die Götter weit und breit

zu einem Mahl versammelt.
Der große Saal ist wie gerammelt,
und zum Erdrücken voll.

Bach. Ja wohl, ja wohl!

Jupit. Zu Dir gesagt, ich finde
nicht eben große Freude daran,
doch wegen der Mode=Sünde
was thut man nicht? Ich kann
bei meiner Seel' an allen
ein gleiches Wohlgefallen
unmöglich haben. Sie alle geben
sich für Verwandte aus, und leben
jetzt frisch drauf los.
Ich mache mich nicht groß; —
die Liebe hat ihre Stunden,
wie bald fühlt man sich gebunden?
Man nascht von manchem Essen
und kann sich leicht vergessen:

die Liebe ist ja allen eigen
und soll sich besonders bei Göttern
zeigen.

Bach. Papachen, ja das hab' ich auch verspürt,
wie oft hat sie mich irre geführt?

Jupit. So kams, daß sich aus allen Landen,
auch Vettern nnd Muhmen einfanden.
Mitunter macht es mir Spaß
denn man sieht doch dies und das.
Zudem find' ich eine Ehre drinn,
daß ich ein Vater so vieler bin.

Bach. Sie sind nun wohl fertig? (will fort)

Jupit. Sey meiner Erlaubniß erst gewärtig.
Ich fange ja erst an
und will Dir was mittheilen,
wobei Du geziemend mußt verweilen.
Ich bin mit der Hebe schlimm dran.
Dem Mädel ists wie angethan.
Sie thut sich verkriechen und verstecken,
läßt sich von niemanden necken.

bleibt in den verborgensten Ecken
und kann über alles erschrecken.

Bach. Was Teufel! Hebe?
die ist mir so wahr ich lebe
die liebste unter allen.
Es könnte mir keine so gefallen.
Ich sag' Ihnen bei meiner Ehr,
wenn sie nicht meine Schwester wär',
ich wüßte, was ich machte.

Jupit. Nun höre was ich dachte.
Im Grunde bin ich schuld daran: —
denn als sie jenen Fall gethan —

Bach. Was denn für einen Fall?

Jupit. Es ist ja überall
bekannt genug, besinne Dich nur.

Bach. Bei meiner hohen Natur —
bei meiner innern Klarheit,
Papa, ich weiß in Wahrheit
kein Wörtchen von der Geschichte.

Jup. Mit Deinem Gedächtniß! im Lichte besehen, Du wirst bei deinem Trinken zuletzt in eine Agonie versinken.

Als Mundschenkin fiel sie einmal
in meinem Göttersaal,
und gab wider ihr Wissen
Veranlassung zu Aergernissen.
Ich stampfte mit den Füßen
und hätte gern den Groll verbissen,
wenn sie nicht auch den süssen
den schönen Trank hätte hingeschmissen.
Das Blut kam mir in die Backen,
ich faßte sie am Nacken —
und warf mit einemmale
sie aus dem Göttersaale.
Auch durfte seit der Stunde,
sie meinem Göttermunde
den Nektar nicht mehr reichen.

Bach. Ei ei, eine Hitze ohne gleichen.

Jup. Das thut mir eben leid;
denn sie ist so hübsch als gescheut.
Was kann sie nicht alles verrichten!
Wie kann sie nicht reimen und dichten!
Zu allem könnt' sie sich verpflichten;
zum putzen, tanzen, spielen und singen.
Sie weiß mit Geschmack die Zeit zu verbringen.
Romane müßten ihr herrlich gelingen.
Ja warlich, in ästhetischen Dingen
da könnte sies rasend weit bringen.
Drum wollt ich für mein Leben.
sie gern einem Manne geben.

Bach. Das hält doch wohl nicht schwer?

Jup. Ei ja doch — wenns so wär!

Vorige, Helena. (kommt gelaufen.)

Helena. Wo bleiben Sie denn so lange?
Allen Göttern wird bange.

Es stockt im Rundgesange,
es stockt beim Gläserklange. —
Man will Sie ansingen
und Ihnen einen Gläschen bringen.

Jup. (heftig.) Ich habe hier wichtigere Dinge,
als euer Geschrei und Gesinge.

Bach. Aber Papa —

Jup. Was da, was da!

Helena. Wenn Sie denn denken und glauben,
daß sich ein Wirth kann so was erlauben —

Jup. Ob sie gleich schweigt! — Sie Naseweis!
Mach mir den Kopf nicht heiß.
(Helena geht spöttisch ab)

Jupiter, Bachus.

Jup. (Verdrießlich) Wo blieben wir denn stehen?

Bach. Für Hebe wollen Sie sich —

Jup. (einfallend) nach einem Mann umsehen.

So wars. Nu ja, es fordert Bedenken.
Soll ich sie einem Manne schenken
von Genie und listigen Ränken;
dann möchte sie sich kränken.
Und soll ich einem Manne sie geben
mit siegwartischem Zittern und Beben;
dann wär' es auch ein Leben
ohn' alle Kraft und Streben.
Ich habe zwar einen,
der, sollte ich meinen,
würde ihr kräftig genug erscheinen;
sonst wüßt ich jetzt keinen.
Nun setze Du meinen
Gedanken entgegen die Deinen.

Bach. Den Nameu bitt' ich zu entdecken.

Jup. Herkules.

Bach. (staunend) Ach, Herkules? ich muß
erschrecken.

Jup. Warum? Ich habe meine Gründe.
Wenn ich nicht bald ein Weib für ihn
finde
so häuft sich Sünde auf Sünde.
Wie leicht kann sich was entspinnen?
drum will ich drauf sinnen,
damit das Uebel beim Beginnen
bald wieder mag zerrinnen.
Ohnlängst ist er erst gekommen.
Man hat ihn als Gott nun angenommen;
schon dieser Reitz der Neuheit zündet.

Bach. Ja da sich das Ding so befindet; —

Jup. Nicht wahr, Du wirst es nun einsehen
und mir gewiß zugestehen,

daß ich in die tiefsten Tiefen schaue,
und nicht auf luftige Pläne baue?

Bach. (Ihm die Hand küssend)
Wer kann die Weisheit ermessen!

Jup. Damit wir nicht eins mit dem andern vergessen,
Du sollst nun die Sache vermitteln.
Geh zu ihm, überhäuf' ihn mit Titeln
und sprich von Hebe und ihren Mitteln.
Das Mädchen will ich selbst schon fassen
daß sie sich ihm muß überlassen.
(Bachus geht)

„Warten Sie doch einen Augenblick, Herr Kantor; fiel hier der Geheimerath ein. Sagen Sie mir, was ist denn das für eine Versart?“

„Die allerneuste.“

„So, so, aber es hat doch alles in der Welt seinen Namen. Haben sie denn keinen?“

„Travestirte Verse müßte man sie nennen.“

„Hm, eigen, eigen. Die Götter reden recht wunderlich zusammen, und die vielen Reime.“

„O Sie glauben nicht, wie viel Kunst ein solches Gedicht verlangt, um die Menge gleichlautender Reime, und besonders weiblicher Reime aufzubringen und zusammen zu stellen.“

„Ja, es läßt sich denken. Aber ist denn Bachus der Liebhaber?“

„Bitt' um Verzeihung, Herkules.“

„Hm, ich muß sagen; gern hätte ich den Liebhaber gespielt.“

„Der Herr Geheimerath beliebten zu äußern, daß Sie nicht gern eine lange Rolle übernehmen möchten.“

„Freilich wohl.“

„Und die Liebhaber sind gewöhnlich stark beschäftigt.“

„So mags denn seyn. Wie ich aber sehe, so haben Sie noch viel zu lesen; ich würde mich so lange nicht aufhalten können."

„Ist es Ihnen gefällig, so will ich Ihnen bloß den Gang der Begebenheiten kurz mittheilen und dann noch die Schlußszenen vorlesen."

„Ja, thun Sie das."

Jupiter hat also dem Bachus den Auftrag gegeben, zum Herkules zu gehen, und ihn auf Heben aufmerksam zu machen. Dies thut Bachus gern. Als Erfinder und Liebhaber des Weins hat er sich ungern von der Tafel und von seinen Flaschen getrennt. Er leert schnell einige Gläser, und mischt sich mit einem vollen Glase unter die übrigen Götter. Unvermerkt kommt er so zum Herkules, den er zum Trinken auffordert. Herkules läßt sich nicht nöthigen, sie stoßen an, und jetzt zieht ihn Bachus auf die Seite, wo

er ihm den Antrag macht, den Herkules, wie die Folge zeigt, sehr annehmlich findet.

Mittlerweile ist Jupiter gedankenvoll allein geblieben, bis Helena wieder kömmt, und ihn aufs neue auffordert zur Gesellschaft zu kommen. Anstatt es zu thun, theilt er ihr ebenfalls seine Wünsche mit und sagt ihr, Heben vorzubereiten und sie zu ihm zu bringen. Helena thuts und Jupiter findet, daß Hebe zu einer Verbindung bereitwilliger ist, als er geglaubt hat. Indem er noch mit ihr spricht, bemerkt er, daß Bachus und Herkules sich nähern, daher befiehlt er ihr, sich zu entfernen, bis er sie durch Bachus würde rufen lassen. Herkules tritt nun ein und bittet sogleich um Hebens Hand, worüber Jupiter sich eben so sehr freut, als wundert.

Nun also die Schlußszenen:“

Jup. Bachus. Herkules.

Jup. Ei ei, Herr Herkules. Welch' Verlangen!
Kaum sind Sie hier eingegangen,
so führt Sie schon die Liebe gefangen?

Herk. Ja leider, Herr Jupiter, das Liebes-
feuer
das wirkt in mir weit freier
als jemals; drum schwör ich hoch und
theuer
das Mädel muß ich besitzen,
sonst kann mir die Götterschaft nichts
nützen.

Jup. (bei Seite) Der läßt sich doch leicht be-
thören.
(laut) Gern wollt ich Ihnen alles ge-
währen;
allein ich möchte doch auch hören, —
ist denn wohl überlegt Ihr Begehren?

Herk. Was denken Sie von meinen Sinnen?
Durchdacht ist all' mein Beginnen,

drum bitt' ich, Herr Schwiegerpapa,
sagen Sie baldigst ein kräftiges Ja!

Jup. Wo lernten Sie sie denn kennen?

Herk. Vom Bachus hört ich sie nennen.

Bach. Ganz recht, Herr Papa, das ist geschehen.

Jup. Sie müssen sie aber doch erst sehen?

Herk. Wozu das? Ich höre, sie geht leicht beschürzt,
und dieser einzige Umstand verkürzt
mir alles lange Forschen und Fragen.
Denn sehen Sie, ich muß Ihnen sagen;
der Umstand dient mir zum Beweise,
sie sey nicht von der gewöhnlichen Weise.

Jup. Wie so? Herr Herkules, wie so?

Herk. Ich wüßte warlich nicht, wo
ich jetzt ein Mädchen gesehen hätte,
das nicht überall hin bis ins Bette
eine lange Schleppe getragen hätte.
Und kann sie auch eine nicht leiden;

so will sie sie doch nicht abschneiden —
weils hieße, sich wider die Mode kleiden.
Der Teufel möcht' alle die Schleppen
holen;
ich trät' sie gern sämmtlich unter die
Sohlen.
Da ich nnn von Heben höre,
daß sie sich nicht damit beschwere;
so seh ich ein — sie gehöre
nicht zum gemeinen Haufen. Ich
schwöre
noch einmal Herr Jupiter, verlöhre
ich alle meine Götterpfründen,
mit Heben müßt' ich mich dennoch
verbinden.

Jup. (laut weinend und ihn umarmend.)
O Theuerster! sehn Sie die Thränen.
Durch Sie ist erfüllt mein Sehnen,
mein Seufzen, mein Hoffen und Gähnen.

In Ihnen seh ich die Weisheit beisammen,
da Sie die Schleppen so verdammen.
Ans Herz muß ich Sie drücken!

Bach. (Auch weinend und die Arme ausbreitend.)
Es will sich nicht anders schicken,
Sie müßen sich ein wenig zu mir bücken;
ans Herz muß ich Sie ebenfalls drücken.

Jup. Nun Bachus hol' sie in unsre Mitte.

Bach. Sogleich. (Abgehend)

Jup. Beflügele Deine Schritte.

Jupiter. Herkules.

Herk. Ich säh' mich gern heute noch verbunden.

Jup. Ach da ich in Ihnen die Weisheit gefundan,
so zähle ich selbst begierig die Stunden.
Sie heilen mir ja so viele Wunden,
die ich leider sehr schmerzhaft empfunden:

denn Hebe war aus allen unsern Runden
aus Mißmuth wie verschwunden.
Mit Ihnen wird ihr heiteres Leben
auf immer ihr wiedergegeben.

Herk. Nun, — ohne Ruhm von mir zu sagen,
wie Sie wohl wissen, in meinen Tagen,
hab ich schon manches Späschen wagen
und ausführen helfen; beklagen
dürft' Hebe sich nicht über Zagen.
und frömmelndes Betragen.
Ich fasse lieber am Kragen;
denn überdenken und überschlagen.

Jup. (Einfallend) Verzeihung! Sie kommen! Sie kommen.

Vorige, Hebe, Helena, Bachus.

Hebe. (verbeugt sich) Ich habe Ihren Befehl vernommen.

Jup. Mein Töchterchen, ich habe Dir diesen
soliden Freund zum Manne zugewiesen.

Herk. Daß ich vor Liebe brenne,
vortrefflichste Hebe, bekenne
ich, eh' ich meinen Namen nenne.

Bachus (trocknet sich die Stirne.)
Bin ich nicht gelaufen
als sollt' ich Champagner einkaufen.

Helena. (zu Hebe halblaut)
Verstell' Dich nur nicht mit Gefühlen;
Du weißt, wir wollen gern Pfänder
noch spielen.

Hebe. Herr Herkules und Herr Papa. Sie
haben die Güte,
und führen das Heirathen mir zu Ge-
müthe.
Nun wär es herkömmlich, daß mein Ge-
blüte
aus Scham mir die Wange erglühte —
und ich in Verlegenheit geriethe;
das aber wären alte Manieren.
Wozu das mädchenhafte Zieren?

Kann wohl das ängstliche Genieren
uns schneller zum erwünschten Zwecke
führen?
Man läßt Natur jetzt freier walten
und läßt es nicht beim steifen Alten;
drum sag' ich Ihnen ohne Scheu,
daß mir der Antrag willkommen sey.

Jup. Was? diese neueste Philosophie
hört' ich von Dir noch nie.

Herk. O Sie, ihres Geschlechtes Zierde!
Wie brenn' ich vor Begierde
Den Bund mit Ihnen zu beschließen!

Hebe. Wozu das Reden, — genießen
ist beßer als solche Stanzen.
Ein Walzerchen woll'n wir jetzt tanzen.

(Sie wirft sich dem Herkules in die Arme, und walzt, Bachus und Helena thun ein gleiches. Staunend vor Freude steht Jupiter in der Mitte.)

Der Geheimerath hatte zwar so viel Einsicht, daß diese Komödie sehr weit von denen abwich, die er sonst gesehen und gehört hatte; allein er fand sie gut, weil der Kantor sagte, sie sey im neusten Geschmack. Eine Schwachheit, die wohl die kleinste unter seinen übrigen war. Welcher ästhetisch seynsollende Unsinn wird nicht in unsern Tagen als schön anerkannt, als Witz beklatscht und von wirklich guten Köpfen vertheidigt und gepriesen?

Mit dem Herrn von Angerloh, dem er seinen Plan schon mitgetheilt hatte, und der sich zur Theilnahme aus anderweitigen Gründen sehr gern verstand, war er bald einig. Nicht so geschwind ging es in Schönwalde. Der Geheimerath hatte, um die Sache gegen Mathilden geheim zu halten, dem Herrn von Angerloh den Auftrag gegeben, mit dem Kammerjunker von Spruck und mit seinen Töchtern deshalb zu reden; allein so viel Ueberre-

dungskunst dieser auch besaß, so fand er doch viele Schwierigkeiten.

Daß die Komödie in Schönwalde gegeben würde, dazu war von Spruck sogleich bereitwillig. Das alte leere Gartenhaus war ohnehin unbrauchbar, zu einer Privatkomödie aber groß und geräumig genug. Allein daß der Kammerjunker den Jupiter machen sollte, dazu konnte er sich durchaus nicht entschließen. „Ich bitte Sie, Freundchen, sagte er, sehen Sie mich nur an. — Ich den Jupiter machen? ich so viel lernen, so viel reden und stehen? Mein Gedächtniß hat sich so ganz verlohren, daß ich Mühe habe, das, was ich meinen Verwalter sagen will, so lange zu behalten, bis er in meine Stube kommt. Einige Sprüche, die man mir in meiner Jugend beigebracht hat, kann ich noch so ziemlich. — Aber was neues? — unmöglich. Obendrein Verse, neumodische Verse, wobei

man dann mit Händen und Füßen arbeiten muß.“

Von Angerloh, der überhaupt die Sache nur als Posse betrachtete, hätte eben des großen Kontrastes wegen sehr gewünscht, daß er sich zu der Rolle verstanden hätte. Er that alles, wiederholte seine Bitten, aber vergeblich. Weniger Schwierigkeiten fand er bei den Töchtern, welche beide so ganz das Gegentheil von Hebe und Helena waren. Wer weiß nicht, daß Personen, welche von der Schauspielkunst die wenigsten Begriffe haben, gewöhnlich die unbesonnensten sind? Wie erhielte sonst das Theater überhaupt so viele schlechte Subjekte?

Eine mitwirkende Ursache ihres schnellen Entschlusses war wohl bei beiden die Vorstellung, daß Otto dabei seyn, vielleicht den Liebhaber spielen würde. Wenigstens war ihre Freude um vieles geringer, da sie das Gegen-

theil erfuhren. Dagegen war aber auch durch diese Nachricht ihre schwesterliche Eintracht um vieles wieder hergestellt, welche wegen des gleich starken Wunsches, seine Liebe zu gewinnen, sehr leicht in Widerspruch gerieth.

Um die Rolle des Jupiters zu besetzen, war nun niemand weiter da, als der Rittmeister von Scherlitz, der sich dazu entschloß. Der Kantor meinte, daß der Mangel der linken Hand für ihn kein Hinderniß wäre, die Rolle dennoch gut zu spielen. Hohe Personen und Götter dürften ihrer Würde wegen überhaupt nur wenig Bewegungen machen. Die rechte Hand könnte vollkommen auch die Bewegungen der linken vertreten.

Daß alle die lächerlichen Auftritte bei den Proben, bei der Einrichtung des Theaters und überhaupt bei der Zubereitung zur Aufführung des Stücks selbst, treulich durch Angerloh Mathilden hinterbracht wurden, läßt

dadurch nur noch lächerlicher wurde, ergiebt sich aus seinem kleinlichen Charakter.

Daß der Soufleur (der Herr Kantor) oft stärker sprach und sprechen mußte, als die handelnden Personen, daß man dennoch zuweilen ziemlich laut durch ein „wie?" — ihn zur Wiederholung des gesagten aufforderte, und dergleichen, das machten die Umstände nothwendig. — Und so war das Stück ziemlich zum Ende gebracht, als kurz vor der letzten Szene, wo Hebe, Helena und Bachus kommen, ein gar sonderbares Zwischenspiel sich einmischte.

Eine Komödie mit lebendigen Figuren, war nämlich für Schönwalde eine zu auffallende Erscheinung, als daß nicht viel davon gesprochen, und die Neugierde hätte erregt werden sollen. Die Ruhmredigkeit des Kantors und die Erzählungen des Tischers, Melbitz, aus Gottesheim, der die Dekorazionen mahlte,

war herabgefallen. Und dahin hatte er sich bei der Aufführung mit seiner Schönen heimlich hingeschlichen, um von oben den Hergang der Sache anzusehen. Mochten sie beide nun aus Unvorsichtigkeit sich zu weit über den einen Balken hinausgelegt haben, oder mochte ihre physische Schwere überhaupt zu groß gewesen seyn, — kurz beim Anfang des letzten Auftritts stürzte ein Theil der Decke sammt dem Pärchen aufs Theater. Ein Glück, daß gerade die Stelle, wohin der Fall geschah, frei war, weil sonst ein Gott oder eine Göttin hätte erschlagen werden können. Aber welch' ein Schrecken, für alle! — welch' ein Staub! welche Gruppe des herabgefallenen Paars, das sich aus der Staubwolke rasch aufrafte und nicht wußte, wohin es sich retten sollte! Man that zwar in der Geschwindigkeit alles, um das Zwischenspiel zu beiseitigen, aber der Wirrwar war zu groß. So ent-

schlossen auch Jupiter und Herkules, welche auf dem Theater standen, bei dem Falle waren, so waren sie doch besorgt, daß noch mehr herabstürzen möchte. Man schrie und rief daher einander ganz ächtprosaisch zu, bis man sich dahin vereinigte, daß Jupiter und Herkules in den Hintergrund zurücktreten, und da die ankommenden Gottheiten erwarten möchten. Diese traten ängstlich hinter einander auf, blieben unbeweglich stehen, und sagten die Worte gedankenlos her; denn mit mehr als menschlicher Furcht sahen sie in die zerrissenen Wolken und auf den Schutt, welcher vor ihnen lag.

Das gefallene Paar sollte durchaus sogleich aus dem Dienste gejagt werden, weil der Kammerjunker von Spruck viele durch den Schrecken erweckte Krankheitsstoffe in sich zu fühlen glaubte. Gleicher Meinung war auch der Geheimerath, weil die Eleganz der Komö-

die zu viel verlohren hätte. Durch Mathildens Vermittelung aber blieb das Paar in seinem vorigen Werthe, auch trug sie aus Dankbarkeit für den Genuß des ächt komischen Auftritts viel zur baldigen Eheverbindung desselben bei.

Auf solchen verkehrten Wege suchte der Geheimerath die Liebe seiner Gemahlin zu erhalten und zu bevestigen.

Norrmann an Otto von Felseck.

„Ob die Freude, Ihnen, wohlthätiger Freund, schreiben zu können, oder mein Wunsch, Ihnen nur angenehme Nachrichten mitzutheilen, größer ist, lasse ich unentschieden. Jetzt in diesem Augenblicke wenigstens möchte ich alles unangenehme, was den biedern Landrath von Parnulph und mich nebst andern betroffen hat, gern vergessen und nur

die frohe Ueberzeugung genießen, daß ich mich mit Ihnen unterhalte.

Meinem Herzen kömmt die Zeit, in der Sie von uns entfernt leben, ungleich größer vor, als sie wirklich ist. Dazu trägt wahrscheinlich die Sehnsucht nach Ihnen viel bei, und die Menge der Begebenheiten, welche seit Ihrer Abreise vorgefallen sind. Um Ihnen nicht zu viel schreiben, schränke ich mich größtentheils nur auf die ein, welche den Landrath angehen, da ohnehin das, was ich Ihnen von mir zu sagen habe, damit verbunden ist.

Nach Ihrer Entfernung schien eine Zeitlang alles im ruhigen Gange zu bleiben. Die Ruinen welche der Brand zurückgelassen hatte, beschäfftigten in Tornhofen die Gemüther der gemeinen Bewohner und derer, welche zum Hofe gehören, mit gleichem Erfolge. Das Gefühl einer Abhängigkeit, welcher der Mensch

in keinem Stande, in keinem Verhältniße entgehen kann, bewirkte eine größere Herzlichkeit im Umgange, eine reinere Genügsamkeit mit dem gegenwärtigen Besitze, und eine edlere Theilnahme an den Freuden, welche man genoß. In den Komödien, in den Konzerts, auf den Bällen, überall herrschte mehr Wirklichkeit, mehr Uebereinstimmung zu dem Zwecke, zu welchem man sich versammelt hatte. In allen Genüßen lag ein Dank, daß man genießen könne und dürfe. Ja in der That, noch nie hat mir der allgemeine Ton so wohlgefallen, als zu der Zeit.

Allein nach und nach keimte das Unkraut, der Luxus, die Sucht, es dem andern zuvorzuthun, und andere Leidenschaften wieder hervor. Man betrachtete jenes Unglück nicht mehr als Warnung, sondern als einen bloßen Zufall, und die Stimme der reinen Vernunft

verstummte allmählig bei dem lauter werdenden Getöse herschsüchtiger Sinnlichkeit.

Auch meine Verhältnisse waren nicht drückend für mich gewesen, und hatten meine Gewissenhaftigkeit nicht in Versuchung gesetzt. Meine Geschäffte bezogen sich bloß auf alltägliche Dinge, auf Berechnungen von Einnahme und Ausgabe in Sachen des Haushalts und dergleichen. Was der Prinz, oder der Kammerjunker von Hain unternahmen, ohne mich zum Unterhändler zu brauchen, darum bekümmerte ich mich nicht. So viel hatte ich gehört, daß das Fräulein Witmar im Garten des Prinzen bei Tornhofen wohne. Ich selbst sahe sie dann einigemal. Sie lebte in unumschränkter Herrschaft. Alles mußte ihren Befehlen gehorchen; alles fügte sich nach ihrem Geschmacke, nach ihren Launen. Und sie fühlte sich dabei so glücklich, glaubte ihres Besitzes so gewiß zu seyn, und schien

nicht zu wissen, daß sie den Glanz, in dem sie sich selbst so wohl gefiel, nur einer Leidenschaft des Prinzen zu verdanken hatte, die um so schneller vorübergehen konnte, je unbedingter sie sich ihr sogleich überlassen, je schneller sie die Wünsche dieser Leidenschaft zu befriedigen gesucht hatte.

Damals glaubte ich, daß ihr Leben bloß die Folge einer blinden Eitelkeit und einer Unbekanntschaft mit den Gefahren sey, welchen sie sich ausgesetzt hatte. Ich sah voraus, daß sie auf diesem Wege die Gunst des Prinzen nicht lange behalten, und daß sie dann in der Folge, vielleicht lebenslänglich, den Genuß dieser kurzen glänzenden Periode bereuen würde. In dieser Hinsicht bedauerte ich sie also schon damals; allein jetzt ist dies Bedauern um vieles größer, da ich weiß, daß der Kammerjunker von Hain die Ursache ihrer anscheinenden

Unvorsichtigkeit war, daß er sie schnell zu stürzen suchte.

Ich kenne den Grund seines Hasses gegen den Landrath von Parnulph zu wenig, nur das weiß ich, daß ihn das Mißlingen seines Unternehmens in Betreff seiner Pflegetochter zur Fortsetzung niedriger Ränke antrieb. Er konnte es nicht hindern, daß Fräulein Witmar vom Prinzen begünstigt wurde, daher suchte er die Leidenschaft durch Uebersättigung zu unterdrücken. Dies konnte ihm nun bei den Schwächen des unerfahrnen Mädchens nicht schwer werden. Ihr Hang zur Eitelkeit, ihre Sinnlichkeit, ihre Begierde, eine große Rolle zu spielen, waren ohnehin stark. Wie leicht war es ihm also, sie dahin zu bringen, daß sie die Schranken der Klugheit völlig überschritt, daß sie durch eine unbedingte Hingebung sich die Gunst des Prinzen auf immer versichern, und durch ein vor-

eiliges Ueberheben über andere sich ihm näher bringen und gleich stellen wollte. Der Prinz, welcher nicht der Besiegte, sondern der Sieger seyn wollte, fühlte daher bald ein Mißbehagen, welches Hain dadurch vermehrte, daß er gerade jetzt die Reitze der Witmar allein erhob und von der Pflegetochter des Landraths nicht mehr sprach. Selbst dann, als der Prinz sich nach ihr bei ihm erkundigte, waren seine Aeußerungen so, daß die damit verbundene Gleichgültigkeit und die aufgestellten Schwierigkeiten für den Prinzen ein desto größeres Reitzmittel wurden.

Bei der edeln Sorgfalt der Gräfin Falk, welcher Philippine anvertraut war, hatte der Prinz dies Mädchen lange nicht wieder gesehen. Was war daher gewisser, als daß ein wiederholter Besuch bei der Gräfin und die jetzige Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Mädchen, da seine Leidenschaft für Fräu-

lein Witmar verschwunden war, ihn ganz für sie einnehmen würde. Es geschah. Der Prinz sah sie jetzt und seine Leidenscheft übereilte ihn fast selbst. Er hatte sich nur Schwierigkeiten in ihren Verhältnissen, in der Wachsamkeit des Landraths und der Gräfin gedacht, nicht in ihr selbst. Jetzt fand er sie in der hohen Unschuld des Mädchens, in ihrer Liebenswürdigkeit, in dem seltenen Grade ihrer Schönheit. Seine bisherige Weise, der Unschuld zu strotzen und den kürzesten Weg zur Befriedigung seiner Wünsche zu wählen, war hier nicht anwendbar. Und gerade dies machte ihm den Sieg, nach dem er strebte ungleich reitzender, gerade dies machte den Genuß, den er im Umgange mit Fräulein Witmar fand, vollends ganz unschmackhaft.

Hains Wünsche waren also in so weit erfüllt, aber der Ausgang seiner Erwartung entsprach ihnen noch nicht. Er hatte wahrschein-

lich mehr Kühnheit von Seiten des Prinzen und eine geringere Standhaftigkeit von Philippinen erwartet. Einige Versuche, die Wachsamkeit des Landraths und der Gräfin einzuschläfern, oder sie dem Prinzen willfähriger zu machen, waren umsonst. Er ergriff daher noch ein Mittel, nämlich, Philippinen, wo möglich, an irgend einen zu verheirathen, welcher dem Prinzen Verbindlichkeiten schuldig sey; und — denken Sie lieber Bergrath, — man wählte mich dazu.

Es fiel mir auf, daß Hain öfterer zu mir kam, mich jedesmal freundschaftlicher und vertrauter behandelte, sehr oft von der besondern Gnade des Prinzen gegen mich sprach, und bei einem eben nicht beträchtlichen Geschäfte, daß ich beendigt hatte, eine unverhältnißmäßig große Belohnung mir von ihm überreichte. Da ich seinen Plan nicht kannte, so betrachtete ich diesen Beifall bloß als eine Auf-

forderung, mich ferner thätig zu beweisen, nahm mir aber auch vor, meine Aufmerksamkeit noch mehr als bisher zu schärfen.

„Einen eignen Zufall muß ich Ihnen doch mittheilen, sagte er einmal, wie von ohngefähr. Sie können doch das enge Verhältniß des Prinzen mit Fräulein Witmar? Das ist so gut wie aufgehoben, und dagegen scheint er kein neues anknüpfen zu wollen, was doch sonst der Fall war. Er äußerte zwar anfangs Neigung gegen meine Verwandte, die sich bei der Gräfin Falk aufhält, hat sie auch einigemal besucht; allein das Mädchen hat eine eigne Wirkung auf ihn gemacht. Statt Liebe zu empfinden, scheint bloße Achtung und Wohlwollen an ihre Stelle getreten zu seyn. Er interessirt sich für sie lebhaft, ohne Beziehung auf sich. Er bemüht sich ihr Herz zu befriedigen, und vergißt die Forderungen seines eigenen. Ich sehe ihn gern auf diesem Wege;

denn es sollte mir lieb seyn, das Mädchen gut versorgt zu wissen, weil ich den Plänen des Landraths und der Gräfin, sie mögen seyn welche sie wollen, nicht recht traue. Ich gestehe Ihnen, die Veränderung des Prinzen ist eine Erscheinung, die mir ganz fremd ist. Und dabei komme ich in unangenehme Kollisionen. Ich stehe beim Landrathe in einem übeln Verdachte, in den mich einige Vorfälle gebracht haben, an denen nicht mein Wille, sondern die Befehle meiner Obern schuld sind. Das Heiligste und Reinste, was ich vielleicht für den Landrath oder für das Mädchen thun würde, könnte daher dennoch falsch beurtheilt werden. Mithin mag ich keine weitere Mittelsperson zwischen dem Prinzen und dem Fräulein Hain abgeben. Und doch — — (er zog ein Schreiben aus der Tasche) Da sehen Sie, dies Schreiben soll ich ihr selbst überbringen, sie dabei beobachten. Wie wärs, wenn ich

Sie um die Gefälligkeit bäte, meine Stelle zu vertreten. Ich kenne Sie ja nun so ganz als einen gewissenhaften Mann, daß mir diese Bitte nicht schwer wird."

Annehmen mußte ich den Auftrag auf jeden Fall, da er mir überdies nicht bedenklich zu seyn schien. Seine Rede selbst hatte ja den Anstrich eines Mißfallens an der fernern Unterhaltung des Prinzen mit Philippinen, ob mir gleich seine Bemerkung im Betreff des Landraths und der Gräfin nicht gefiel.

Ich ging also zu der Gräfin Falk und sahe Philippinen. Ich sahe sie, lieber Bergrath, und verließ sie mit einem Herzen, das von ihrer Schönheit, von ihrer himmlischen Güte eingenommen war. Wahrscheinlich mochten der Prinz und Hain auf diesen Eindruck gerechnet haben, wie ich selbst aus Hains Worten in der Folge schließen konnte. Hätte

ich daher nur diesen ersten Gang nicht für so unwichtig betrachtet, wäre ich nur gleich zum Landrath gegangen.

Jetzt beschäfftigte sich mein Herz mit Philippinens Vorzügen, ohne mich zu dem Wunsche zu erheben, daß ich ihre Liebe besitzen möchte. Indeß wurde ich doch schon dadurch zur größern Willfährigkeit verleitet, die Aufträge an sie gern zu übernehmen, und zugleich die Sache selbst geheim zu halten. Mich bei dem Landrath zu befragen, fiel mir nun nicht ein, auch fand ich dazu keinen Grund.

Nach einiger Zeit schien Hain bei einem Besuche gedankenvoll zu seyn. Er sprach wenig, sah lächelnd vor sich hin, sprang vom Stuhle auf und klopfte mich mit den Worten auf die Schulter: — „Warlich viel! sehr viel! Wenn Sie wüßten —" Er schwieg wieder. Bald darauf fing er aufs neue an: „Ich muß es Ihnen doch sagen. Es ist zu schön.

ein zu großer Beweis von des Prinzen vorzüglicher Gnade. — Wissen Sie denn, daß der Prinz — aber es bleibt ganz unter uns — daß er von Ihnen mit Beziehung auf Fräulein von Hain gesprochen hat?"

Das war für mich zu überraschend. Ich muß roth geworden seyn. Er fuhr fort:

„Norrmann, sagte er, hat Annehmlichkeiten des Geistes und Körpers; er hat Kenntnisse, die ihn würdig machen, eine ansehnliche Stelle im Staate zu bekleiden. — Ich werde mit dem Herzoge seinetwegen sprechen. Und dabei schwieg er. — Was sagen Sie nun dazu? In der That sehr viel! Ich könnte Sie beneiden, wenn ich nicht der Wahrheit müßte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. — Eine ehrenvolle Stelle und ein Mädchen der Art obendrein! —"

Eine so unerwartete glänzende Aussicht mußte in meiner Lage nothwendig den stärk-

sten Eindruck auf mich machen. Sie befriedigte einen meiner größten Wünsche und erweckte in meinem Herzen einen andern, der mich nun fast noch mehr beschäfftigte, als mich jener beschäftigt hatte, — den Wunsch, Philippinen zu besitzen. Daß irgend eine ehrlose Absicht hiebei zum Grunde liegen könnte, kam mir nicht in den Sinn, da mich die glänzende Idee zu sehr einnahm; ich fand vielmehr darin, daß mich der Prinz mit Philippinen gleichsam gelegentlich bekannt zu machen suchte, eine sehr vorsichtige Einleitung zu meinem Glücke.

Begierig ergriff ich daher die neuen Aufträge; denn ich betrachtete sie jetzt als meine eigenen Angelegenheiten. Ich beobachtete und beurtheilte jedes Wort, jede Miene von Seiten der Gräfin und Philippinen; und mein Herz fand in der beiderseitigen freundlichen Aufnahme, in ihrer Unterhaltung, in ihrem

Empfange und in ihrer Entlassung eine stillschweigende Begünstigung meiner Wünsche. Ich mußte ja glauben, daß der Prinz ohnehin zu meinem Vortheile gesprochen und vielleicht schon seinen für mich so wohlthätigen Plan ihnen näher vorgelegt habe. Daß die Gräfin Falk gewöhnlich sich mit mir unterhielt, und Philippine nur freundlich auf und abtrat, war mir zwar nicht lieb: indeß begnügte ich mich mit der sichtbaren Güte, mit welcher mich diese edle Frau behandelte, und mit den wenigen Worten, welche Philippine gefällig mir sagte.

Bis dahin hatte ich mit dem Landrathe noch nicht gesprochen. Er war mir nicht einmal persönlich bekannt. Theils hatte mich mein Verhältniß vorher in keine Verlegenheiten gesetzt, wo ich den Rath dieses Mannes nöthig gehabt hätte, theils widersprach mein

Herz bei der Bekanntschaft mit Philippinen dem Gedanken, jetzt mich ihm mitzutheilen.

Als ich wieder einmal in das Haus der Gräfin kam, trat er mir entgegen. Ob ich nun gleich lieber wünschte, Philippinen zu sehen, so machte mir doch auch seine Bekanntschaft Freude, weil ich sie einem glücklichen Ohngefähr zuschrieb.

„Sie werden wünschen, sagte er, die Gräfin Falk und Fräulein von Hain zu sprechen; allein gewisse Angelegenheiten halten sie beide davon ab. Erlauben Sie mir daher, daß ich heute ihre Stelle vertrete.“

„Ich habe längst gewünscht, war meine Antwort, Ihnen bekannt zu werden. Ich muß es also dem Zufalle danken, daß es jetzt geschieht.“

„Wissen Sie denn, in welchen Angelegenheiten Sie eigentlich dies Haus besuchen?“

„Herr Landrath, — (etwas betroffen) die Briefe Sr. Durchlaucht des Prinzen geben die Ursache meiner Besuche an.“

Allerdings, Herr Norrmann; denn daß ich davon unterrichtet bin, werden Sie leicht errathen, wenn ich Ihnen sage, daß die Gräfin meine Freundin ist, und Fräulein Hain, wie eine Tochter, von mir geliebt wird. Allein gerade diese Briefe stehen in einer Beziehung, die Sie näher angeht. In sofern also halte ichs für nöthig, die Frage an Sie zu thun, und Sie überhaupt näher mit der ganzen Sache bekannt zu machen. Ich thue es um so lieber, da sie mir von mehr als einem als ein gutdenkender Mann empfohlen worden sind.“

„Den einen kenne ich gewiß. Mit Freuden nenne ich den Herrn Bergrath von Felseck.“

„Ja, Herr Norrmann.“

„Den andern wünschte ich errathen zu können.“

„Ich mache kein Geheimniß daraus. Es ist die Gräfin Falk selbst. Ihre geäußerten Grundsätze haben ihr gefallen.“

„Und sie sind wahr, Herr Landrath, nicht erborgt, nicht geäußert, um nur zu scheinen.“

„Wohl. Ich gestehe Ihnen daher auch, daß unsere heutige Unterredung eine Folge meines Vertrauens auf Ihre wirklich gute Denkart seyn soll, daß ich als Freund mit Ihnen sprechen will.“

„Um so glücklicher ist für mich die Stunde.“

„Nach dem, was ich vom Herrn Bergrath von Felseck weiß, sind Sie mit Ihrer Lage nicht zufrieden.“

„Ich war es.“

„Ihre Wünsche sind also jetzt befriedigt?“

„Noch nicht; allein gewisse Aussichten, Versprechungen die man mir gemacht hat, und wie es scheint, thätige Verwendungen des Durchlauchtigen Prinzen —"

„Berechtigen Sie, eine glänzende Veränderung zu erwarten; nicht wahr?"

„Ja, ich leugne nicht, daß ich jetzt die stärksten Hoffnungen nähre."

„Vielleicht bin ich im Stande, Ihre Hoffnungen und Aussichten mehr zu berichtigen. — Ich habe bereits gestern mit dem Herzoge selbst eine Unterredung gehabt, wobei Ihrer ebenfalls gedacht wurde."

„Wirklich, schon eine Gewißheit mehr." Sie sind ihm von Seiten des Prinzen empfohlen worden, der nicht bloß eine ansehnliche Stelle Ihnen zugedacht hat, sondern mit dieser Stelle auch eine Gattin. (Ich verbeugte mich mit niedergeschlagenen Augen.) Beides, junger Mann, beides wünsche ich Ihnen so,

daß Ihr Herz und Ihre Vernunft damit zufrieden seyn möchten. Allein — und nun erkennen Sie in mir den schlichten ehrlichen Mann. Haben Sie schon unbefangen nachgedacht, ob gar nichts vorauszusetzen ist, wenn beides, Amt und Weib, zugleich angeboten wird? ob nicht im letzten die Veranlassung liegt, das erste zu geben?"

„Herr Landrath, ich glaube Sie zu verstehen; allein da eben der Prinz allen Verdacht von sich entfernt, der auf irgend eine —"

„Lieber Norrmann, (mich vertraut bei der Hand fassend) ich freue mich, so viel Vertrauen auf die Menschheit bei Ihnen zu finden: aber lassen Sie einen erfahrnen Mann Ihnen sagen, Sie sind an eine gefährliche Klippe geführt, wo Ihr eignes Herz Ihnen mehr Sicherheit verspricht, als wirklich da ist. Gerade der Grund Ihrer Sicherheit, gerade das scheinbare Zurückziehen des Prinzen von

meiner Pflegetochter, ist — glauben Sie mir, ein bloßer verkappter Kunstgriff, uns und besonders Sie zu täuschen. Ich will Ihnen nur einen Widerspruch zeigen. Gewiß hat man Ihnen zuerst das Amt als Beweis der Anerkennung Ihrer Talente, und dann die Gattin als eine ausserwesentliche Belohnung versprochen."

„Ja das ist geschehen.

„Dagegen hat man bei dem Herzoge die Versorgung meiner Pflegetochter als die Hauptursache des Anliegens angegeben. Sie sehen schon hieraus, daß man nur den Zweck zu erreichen strebt, Fräulein Hain einem Manne zu geben, der dem Prinzen verbindlich ist, der seiner Leidenschaft dienen, der sie nähren, der — ich muß ganz offen seyn, sein eignes Weib ihm in die Arme führen soll."

„Herr Landrath!"

„Meine Offenherzigkeit sey Ihnen ein Beweis meines reinen Vertrauens auf Ihre Gesinnungen. — Doch lassen Sie uns die Sache auch ohne Rücksicht auf den Prinzen betrachten. — Nach der Richtung, welche Fräulein von Hain erhalten hat, glaube ich nicht, daß sie einen falschen Werth auf zufällige Dinge des Lebens, auf Rang und dergleichen setzt, und darnach die Wahl ihres Gatten bestimmen wird. Wenn Sie daher in solchen Umständen wären, wo Sie ohne Bedenken Ihrem Herzen folgen und eine Gattin suchen könnten: so würde Ihr Antrag von Philippinen sicher ohne Vorurtheil aufgenommen werden, im Fall, daß in ihrem Herzen nicht schon eine zärtliche Neigung für einen andern spräche. Allein, so viel ich als ihr väterlicher Freund weiß, so hat ihr Herz bereits eine Wahl getroffen, die Sie gewiß selbst begünstigen werden, wenn ich sie Ihnen näher be=

kannt mache. Sagen Sie mir nun, wollten Sie unter diesen Umständen wohl sich selbst und das Mädchen in Verlegenheit setzen?"

„Diese letzten Bemerkungen, Herr Landrath, haben für mich fast mehr Gewicht, als jene. Ungeachtet noch kein weibliches Wesen so stark auf mich gewirkt hat, als Fräulein Philippine; so würde ich mich dennoch — wiewohl mit Schmerz bekämpfen, wenn —"

„Wenn vollends ein Freund von Ihnen, wenn Felseck sie liebte und von ihr geliebt würde."

„Felseck!" (Aufspringend)

„Hier an dieser Stätte nahm er vor seiner Abreise von ihr Abschied, und ich segnete sie als Liebende, und bat sie, ihre Liebe bei ihrer Trennung als ein Mittel zu betrachten, das —"

„O ich weiß nun alles. In welcher Verblendung war ich! Ob mir gleich der Berg-

rath nichts gesagt hat; konnte ichs nicht vermuthen, daß es so sey? — Ich — ein Nebenbuhler meines Freundes, meines Wohlthäters! — Nein, Herr Landrath, das werde ich eben so wenig, als eine Mittelsperson zur Befriedigung der Lüste eines Prinzen. Erlauben Sie mir daher jetzt, dies Haus schnell zu verlassen, und vielleicht auch Tornhofen, wo mein Herz und Gefühl ohnehin keine Befriedigung fand."

„Herr Norrmann, Sie werden durch solche Aeußerungen meinem Herzen theuer: aber versprechen Sie mir, nicht übereilt zu handeln."

„Was ist wohl vernünftiger als schnelle Entfernung?"

„In diesem Falle nicht."

„Soll mein Herz noch mehrern Angriffen sich aussetzen?"

„Nein. Von der Seite würde ich Ihnen auch schnelle Entfernung anrathen. Allein Sie haben es mit Menschen zu thun, die, gerade jetzt, jeden ihrer Schritte beobachten. Eine schnelle Veränderung —"

„Was soll ich denn thun?"

„Setzen Sie den Vorschlägen des Kammerjunker Hains nur nach und nach Zweifel entgegen. Dadurch werden Sie der Arglist vortheilhaft ausweichen und dabei finden, daß ich Ihnen Wahrheit gesagt habe. Seine Absicht wird Ihnen deutlicher werden."

„Aber ich, ohne Kenntniß, ohne Erfahrung — einer solchen Schlauheit entgegen zu arbeiten?"

„Ich werde Ihnen von nun an redlich beistehen. Uebrigens wird der Herzog, dem ich Philippinens Verhältnisse ebenfalls mitgetheilt habe, ihr keine Vorschläge thun, die sie in neue Verlegenheit setzen könnten."

„Welche harte Bedingungen für mich!"

„Glauben Sie sicher, daß es für Sie vortheilhafter ist, sich diesen Bedingungen zu unterwerfen. Um so mehr, da ich eine Aussicht zu Ihrer anständigen Versorgung habe, ohne daß Sie dabei dem Prinzen Verbindlichkeiten schuldig wären."

„Herr Landrath, ich sollte Ihnen danken; aber kann ichs jetzt?"

Hier trat die Gräfin zur Seitenthüre herein. So mächtig mein Herz erschüttert worden war, so ergriff mich dennoch ihre freundliche Bewillkommung wohlthätig. Der Landrath hatte als Mann auf meinen Verstand gewirkt, sie wirkte aufs Herz. Sie sagte, daß ihr der Inhalt unserer Unterredung nicht unbekannt sey, daß sie mich aufrichtig bedaure, daß sie aber dieses Mißlingen meiner Erwartung nicht für schädlich auf mein künftiges Glück halte. Vielmehr sey sie überzeugt, daß

es eine vortheilhafte Wirkung auf mein ferneres Leben haben würde. Das alles sagte sie mit einer so reinen Herzlichkeit, die mich um vieles beruhigte. Beim Abschiede erhielt ich von beiden die wiederholte Versicherung, mich aufs freundschaftlichste zu unterstützen.

Schwierig war nun meine Lage auf jeden Fall. Ich hatte Mühe mit mir selbst einig zu werden, um die Maaßregeln gehörig zu befolgen, die mir der Landrath vorgeschrieben hatte. Immer wollte noch mein Herz Zweifel in seine Vorstellungen setzen; aber meine Vernunft siegte. Der erste Beweis, den mir Hain beim nächsten Besuche von seinen geheimen Anschlägen gab, war die rasche Frage, ob ich in der Bekanntschaft mit Philippinen schon weite Fortschritte gethan habe? Sie war mit einem Blicke begleitet, welcher mir verrieth, daß er eine Veränderung an mir bemerkt hatte. Da ich ihm sagte, daß meiner

Vermuthung nach eine frühere Liebe bei ihr mir hinderlich sey; so setzte er hinzu: „wenigstens lassen Sie es an nichts fehlen, um den so äußerst gnädigen Gesinnungen des Prinzen zweckmäßig entgegen zu kommen."

Als ich endlich meine Zweifel bis zur völligen Verzichtleistung auf ihren Besitz vergrößert hatte, und er wahrscheinlich wußte, daß der Herzog in der Sache nichts thun wollte, trat er in seiner wahren Gestalt hervor. Er suchte nun in Philippinens Zurückweisung einen Grund, mich empfindlich an ihr zu rächen. Er nannte ihre Weigerung Stolz und setzte die Gräfin und den Landrath in das gehässigste Licht. Selbst der Prinz, fügte er hinzu, sey sehr aufgebracht, da man seine wohlwollenden Absichten so verächtlich von sich gewiesen habe. Er würde gewiß den aufs ansehnlichste belohnen, der seinen gerechten Unwillen den Undankbaren fühlbar machte, wo-

zu keiner mehr berechtigt sey, als ich. Jetzt wußte ich nun, woran ich war, wozu man mich gebraucht hatte und noch brauchen wollte; aber jetzt erklärte ich ihm auch, daß ich nie etwas unternehmen würde, was Philippinen und die, welche mit ihr verbunden wären, im mindesten beleidigen könnte.

Vielleicht hatte ich zu rasch gehandelt; aber ich war der Falschheit müde, mein Verhältniß wurde mir mit jedem Tage mehr zur Last. Hain fragte mich noch einmal mit entflammten Blicke, ob es mein Ernst sey? aber ich blieb bei meinem Entschluße.

Und dieser änderte auf einmal meine Lage. Ich wurde schnell meines Dienstes entlassen; aber ich verließ ihn mit Muth, mit Freudigkeit. Es war mir, als wäre ich den Fesseln entgangen, die mich meiner Freiheit beraubten. Mir war wohl, daß ich das nicht mehr seyn durfte, was ich war.

Viel trug allerdings der Landrath zu meinem Muthe bei. Durch seine Verbindungen und Bekanntschaften erhielt ich bald Geschäfte, die ich mit Gewissenhaftigkeit verrichtete. Aber am meisten fiel mir ein Geldbeitrag auf, den ich alle Monathe durch die Post empfieng. Ich hielt den Landrath für meinen Wohlthäter, und halte ihn noch dafür; aber wenn ich gegen ihn dankbar seyn, wenn ich von dieser Wohlthat sprechen will, dann scheint er unwillig zu werden.

Schwer wurde es zwar meinem Herzen, als ich dann Philippinen wieder sah und mit ihr sprach; aber so wohl durch ihre als der Gräfin Herzlichkeit, durch die Freundschaft, mit der sie und der Landrath mir begegneten, wurde meine Vernunft stärker. Ich betrachtete Philippinen nun als ein Wesen, das die Freundschaft geheiligt hatte, das außer dem Kreise meiner Wünsche stand.

Da aber der Zorn des Prinzen gegen mich so schnell ausgebrochen war, wie hätte er sich nicht aufs neue an dem Landrath rächen sollen? Die verschiedenen Versuche, ihn beim Herzoge in Verdacht zu bringen, ihn in verwickelte Lagen zu setzen, und dergleichen, wären jedoch hier zu weitläuftig. Sie schlugen fehl; der Landrath entzog sich schnell seinen Nachstellungen und lebt jetzt in Vollmersgrün, wo auch die Gräfin mit Philippinen sich größtentheils aufhält.

Wie sehr alle die Lieben Ihre Zurückkunft wünschen, hat Ihnen der Landrath wahrscheinlich geschrieben. Ich breche daher hier ab um mein Schreiben nicht zu lang werden zu lassen."

Bei dem Charakter des Geheimenraths von Felseck war es voraus zu sehen, daß sein

eheliches Verhältniß nicht lange bestehen konnte. Seine leidenschaftliche Liebe für Mathilden verlohr sich nach und nach; sein Stolz auf ihren Besitz nahm ab, und was das schlimmste dabei war, — es trat an die Stelle der heftigen Liebe ein Grad von Mißtrauen und Eifersucht. Seine erste Gattin, die ihm nicht die geringste Gelegenheit zu einem Mißtrauen gegeben hatte, war seinen kleinlichen Beschuldigungen und Vorwürfen ausgesetzt gewesen, wie vielmehr war dies jetzt zu erwarten, da Mathilde nicht glaubte, daß sie ihre Verstellungskunst an ihm auszuüben, nöthig hätte. Sie hielt ihn für zu schwach, sie verachtete, sie haßte ihn zu sehr, als daß sie ihre Maaßregeln seinem Charakter gemäß hätte nehmen sollen. Dazu kam, daß sie ihren Leuten theils die Verächtlichkeit, mit der sie dem Geheimenrath begegnete, theils ihr geheimes Verständniß mit dem Herrn von Angerloh zu

wenig verheimlichte. Und selbst Angerloh trug durch sein Betragen zur Erweckung der Eifersucht und zu ihrer Vergrößerung viel bei. Seine Besuche waren zu häufig, seine Aufmerksamkeit gegen den Geheimenrath war zu gering, sein Ton zu anmaßend. Er war eigentlich der Herr im Hause, denn seine Vorschläge galten, anfangs bloß in Sachen des Vergnügens, nachher aber auch in Dingen, die die Haushaltung betrafen. Gleichwohl setzte der Geheimerath darauf einen großen Werth, daß seine Vorschläge als die gültigsten anerkannt würden, und da er so gern um Kleinigkeiten sich bekümmerte, da seine Einfälle oft auf die Küche und den Keller sich bezogen, so wurde ihm der Widerspruch, den man seinen Vorschlägen zu oft entgegensetzte, um so auffallender.

Mathilde hatte, wie bekannt, den alten Jakob zu entfernen gesucht, und hatte über=

haupt die Domestiken nach ihrem Sinne gewählt. Unter diesen befand sich auch das Mädchen, das schon früher um ihre Geheimnisse wußte, und das vielleicht der genauen Kenntniß wegen, nicht so leicht von ihr entfernt werden konnte. Lieschen hatte, als sie noch Hofdame war, bei ihr gedient, war mit ihr in Wochau gewesen; folglich hatte sie Erfahrungen genug, die sie oft zu ihrem Besten zu benützeu wußte.

Ehe sie daher mit ihrer Gebieterin nach Gottesheim zog, hatte sich schon bei ihr die nöthige Achtung verlohren, die sie dem Geheimenrath schuldig war. Noch mehr verlohr sie sich dann, da er als ihr Herr oft Befehle gab, denen Mathilde spöttisch andere entgegensetzte. Anfangs schwieg sie bloß, ohne seinen Befehlen zu gehorchen, aber nach und nach, widersprach sie ihm ebenfalls, und ihr Widerspruch wurde zuletzt auch spöttisch.

Wahrscheinlich hatte sie einmal nicht die für ihre Dienste erwartete Belohnung von Mathilden erhalten; daher sie boshaft genug war, eine Verrätherin an ihr werden zu wollen. Mathilde bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken.

Zufällig sagte ihr der Geheimerath auch etwas, was er schon öfterer gesagt hatte, und fügte unter andern hinzu: wenn es wieder nicht geschähe, so würde sie aus dem Dienste gejagt. Da trat Lieschen mit kecker Stirn vor ihn hin, und äußerte, daß sie nicht von ihm gemiethet worden wäre, daß sie in Diensten der gnädigen Frau sey, und daß er, wenn er in seinem Hause Aenderungen machen wollte, von oben anfangen möchte, wo er genug zu thun finden würde. Diese Worte erweckten die bisher noch schlummernde Eifersucht bei ihm; sie ließen ihn zuerst fühlen, daß er seiner Unabhängigkeit beraubt sey. Noch hätte

sich vielleicht der Eindruck bei ihm wieder verlohren, wenn Mathilde mit Vorsicht das Mädchen entfernt und dadurch seine Wünsche erfüllt hätte. Aber sie konnte vielleicht nicht.

Jetzt fing er an, Mathilden bisweilen zu widersprechen und ihr zu zeigen, daß er Herr sey; aber ohne Erfolg. Er nahm die Vorschläge des Herrn von Angerloh nicht immer an, sondern wollte, daß die seinigen befolgwürden. Auch das gelang ihm nicht. Man erwiederte ihm in den Fällen ganz gleichgültig, daß er nach seinem Gefallen handeln könnte, aber man that auch, was man wollte.

Auf die Art wurde seine Eifersucht genährt. Er schöpfte immer mehr Verdacht sowohl aus Mathildens Umgange mit Angerloh, als aus der Anhänglichkeit, die er bei Mathilden zu ihrem Mädchen zu finden glaubte. Leider schlug er obendrein einen ganz falschen Weg ein. Er theilte seine Muthmaaßungen

ihrem Bruder mit. Dieser wieß ihn aber damit ab, daß solche Untersuchungen seine Sache nicht wären, und daß er vor der Hochzeit sich von Mathildens Verhalten näher hätte unterrichten sollen. Folglich hatte er nichts für sich gewonnen, sondern hatte nur Gelegenheit gegeben, daß Mathilde, die diese Nachricht von ihrem Bruder erfuhr, sich ihres gelungenen Plans freute, und ihre fernern Maaßregeln darnach einrichtete. Sie wollte ihn von sich entfernen, um ihre Genüße noch freier zu machen, und das konnte sie bei ihm nur durch erregte Eifersucht.

Der Geheimerath war zu schwach, um aus sich selbst die nöthigen Verhaltungsregeln nehmen zu können, und zu stolz, um bei andern einsichtsvollen Rath zu suchen. Ueberdies hatte er selbst Mathilden überall zu sehr erhoben; ein Hinderniß, welches ihm jezt sehr im Wege stand.

Um theils der Wahrheit näher zu kommen, theils Mathilden zu beschämen, gab er zuweilen einen auswärtigen Besuch vor, von dem er frühzeitiger zurückkehrte, oder den er mit einem andern verwechselte. Gewöhnliche Mittel, welche die Eifersucht ergreift, die aber Mathilden längst bekannt waren. Hätte sie ihn nicht für zu schwach gehalten, wäre sie vorsichtiger gegen ihn gewesen; sie würde sich seiner Mittel wider ihn selbst sehr leicht haben bedienen können. Ihre Sicherheit war zu groß.

Des Geheimenraths erste Gattin, Ottos Mutter, hatte den kleinen dicht am Hause befindlichen Gartensaal oft benützt, um in der Einsamkeit sich zur fernern Duldung zu stärken, um vor dem Unsichtbaren ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Ob gleich die Kränkungen ihres Mannes sie auch bis hierher verfolgten; so behielt sie doch immer eine ge-

wisse Vorliebe für diesen Ort. Ihr Otto hatte hier ihren Namen zuerst gestammelt, er war hier zuerst frei und ohne Führer aus ihren Mutterarmen getreten.

Nach ihrem Tode verödete dieser trauliche Ort, größtentheils, weil sie hier am liebsten gewesen war. Der Geheimerath haßte durchaus alles, was ihr Freude gemacht hatte; daher dieser kleine Saal bloß zur Aufbewahrung der Gartengeräthschaften und Sämereien gebraucht wurde. Mit jedem Jahre verlohr er von seiner vorigen Anmuth und zuletzt wurde er gleichsam ganz vergessen.

Sehr zweckmäßig fand ihn dagegen Mathilde, nicht um wie ihre edle Vorgängerin ihn zu benützen, sondern um hier den Ort wieder zu finden, den sie in Wochau zwischen den romantischen Bergen verlassen hatte. Seiner Ausgänge wegen, die ins Haus und in den Garten führten, und wegen der Treppe

die von ihrem Zimmer dahin ging, war er ihr vorzüglich willkommen. Daß Angerloh seine Ein- und Ausgänge genau wußte, wer würde daran zweifeln.

Ob der Geheimerath nur vorgeblich oder im Ernst eines Tages sich zu einer Jagd in der Nachbarschaft vorbereitete, war ungewiß. So viel wußte zwar Mathilde und Angerloh, daß man eine Jagd in der Nähe anstellen wollte, und daß man ihn dazu gebeten hatte. Angerloh stellte sich daher an dem bewußten Orte heimlich ein, um hier den Ausgang seines Entschlusses abzuwarten. Wirklich ging der Geheimerath und blieb zu Mittage weg.

Sicher gemacht durch seine Entfernung, und vielleicht berauscht durch die vollen Züge aus dem Becher schamloser Lüste, waren Mathilde und Angerloh noch im Gartensaal, als sich der Abend näherte. Jetzt wollen sie den Becher bis auf den letzten Tropfen leeren, und

der Geheimerath tritt zur hintern Gartenthür ein. Fast ist es nicht wahrscheinlich, daß er sie heute zu überraschen gedenkt. Es scheint mehr Zufall zu seyn, daß er diesen Weg geht; denn jetzt erst, an der Nähe des Gartensaals, wendet er sich, um durch ihn ins Haus zu gehen, jetzt erst ergreift ihn der flüchtige Gedanke, ob vielleicht — —

Leise öffnet er durch den Hauptschlüssel das Schloß, reißt die Thüre auf und sieht —

Wild schäumt sein Blut durch die Brust. „Ha!" schreit er zähneknirschend ihnen entgegen, reißt den Hirschfänger aus der Scheide und dringt auf Angerloh ein. „Mit eurem Blute büßt für eure Schandthat!" ruft er aus. Angerloh wird verwundet; aber er springt jetzt auf. Auch er greift — vielleicht vorbereitet auf einen solchen Fall, nach seinem Degen. Wüthend vertheidigt er sich und blind im Zorn scheut der Geheimerath weder Anger-

lohs Stärke noch die Ueberlegenheit seines Degens. — „Ich oder du — Verruchter!“ schreit er ihm zu, und haut besinnungslos auf ihn ein. Da springt die Furie Mathilde herbei, faßt ihn von hinten und Angerlohs Stahl fährt tödend ihm durch die Brust. „Fluch euch! Fluch euch!“ kreischt der Geheimerath und sinkt unter den Händen seiner Mörder.

Vor wenig Minuten — was waren sie? was sind sie jetzt? Vorher im wilden Taumel niedriger Lüste; jetzt Mörder. Reut ihnen die That? Strömt zum Mitleid, zur Versöhnung das Blut des Gemordeten zu ihren Füßen? O dann wären sie weniger in Schandthaten geübt gewesen, als sie es schon waren. Aber fast verlohr Angerloh die nöthige Entschlossenheit; nur Mathilde verlohr sie nicht. „Fort, rief sie, fort, die Nacht begünstigt unsre Flucht.“ Sie verschließt den Saal. Angerloh eilt und bestellt Postpferde, sie rafft von

Kostbarkeiten zusammen, was sie findet, nimmt ihres Mannes Baarschaft und Wechsel, und läßt von Lieschen bis zu einem verabredeten Orte ihren Raub tragen, unter dem Vorgeben, daß Angerloh ihren Bruder in Wochau überraschen wollte. Indem sie sie entläßt, trägt sie ihr auf, ihrem Manne bei seiner Nachhausekunft Vorwürfe über sein langes Außenbleiben zu machen. Lieschen kehrt zurück und Angerloh eilt mit Mathilden davon.

Die Verachtung, in welcher der Geheimerath in seinem Hause gestanden hatte, war Ursache, daß sein Außenbleiben nicht auffiel. Lieschen, die dem Vorbilde ihrer Gebieterin möglichst nachstrebte, genoß die Nacht mit den übrigen Dienstboten so willkührlich, als sie nur konnte. Von Mathilden aber wußte man, daß sie öfterer weggeblieben war. Erst am folgenden Tage fing man an, sich zu wundern,

daß der Geheimerath noch nicht kam. Man fragte nun nach, und durch das Hin- und Herreden, durch die Nachrichten, daß einige ihn gesehen hätten, wurde man ängstlicher. Die Rede verbreitete sich, man wollte Mathilden befragen; aber weder sie noch Angerloh waren in Wochau. Jetzt wurden die Untersuchungen ernstlicher und allgemeiner; allein da man endlich den Leichnam fand, waren die Nachstellungen vergeblich, und Mathilde und Angerloh schon über die Gränze. Daß sie die Thäter gewesen waren, hätte man ohnehin ihrer Flucht wegen gemuthmaaßt; Lieschens Aussage aber, die jetzt am meisten wider sie sprach, setzte die Sache vollends ganz außer Zweifel.

Bruchstück eines Schreibens von Otto von Felseck an den Landrath von Parnulph.

„So viel über den fernern Gang meiner Reise seit Absendung meines letzten Briefes; so viel über den ersten Aufenthalt hier in Schweden und über die Menge der Gegenstände, welche meinem Zwecke entsprechen. Mein Journal enthält die genauere Schilderung der Merkwürdigkeiten, welche ich in Ansehung der Natur und Kunst gesehen habe. Wie sehr freue ich mich auf den Augenblick, der sich mir nun nähert, wo ich es Ihnen überreichen, wo meine mündliche Mittheilung die Lücken ergänzen kann. Jetzt erlauben Sie mir, Ihnen noch eine Begebenheit mitzutheilen, die meinem Herzen so wichtig geworden ist. Es ist leicht möglich, daß ich dabei weitläuftiger werde, als ichs wünsche; allein die Wärme, zu welcher die Erzählung folgender Begebenheit selbst mich auffordert, mit der sie erzählt

seyn will, diese mag mich bei Ihnen entschuldigen.

Die Provinz Helsingland bietet einem empfänglichen Herzen die mannichfaltigsten Naturschönheiten dar, daß es schwer ist, die schönste auszuheben. Gefühl und Stimmung des Herzens können dabei allein entscheiden; denn alle die Schönheiten der Natur haben jede ihren besondern Reiz, ihren eigenthümlichen Charakter. Um so reiner ist der Genuß, den sie gewähren, da die Guthmüthigkeit der hiesigen Einwohner, ihr Wahrheitssinn, ihre edle Einfalt, so freundlich ihm entspricht. Ein Brudersinn, der den Menschen im Menschen ehrt, macht sie gleichsam zu einer Familie. Jedem das Seine, ist ihnen ein heiliges Gesetz, daher ihre Unbefangenheit im Umgange mit andern, daher ihr Zutrauen, ihre Sorglosigkeit, ihre Offenherzigkeit. Die Hütte des Armen, so wie die Wohnung des Rei-

chen ist selten verschlossen. Man ist menschlich und liebreich im eigentlichen Sinne des Worts.

Mein Aufenthalt in England, wo ich von diesen schönen Zügen des menschlichen Herzens gerade das Gegentheil gefunden hatte, machte ihre Wirkung auf mich noch wohlthätiger. Mein Jakob konnte sich lange an dies verdachtlose Leben nicht gewöhnen; aber jetzt hängt er mit ganzer Seele an diesen guten Menschen. Oft muß ich lächeln, wie dieser biedere Alte sich Mühe giebt, die Landessprache zu lernen, um seine Liebe zu dieser Nation ihr deutlicher zu erkennen zu geben. Wirklich hat er es auch schon weit darin gebracht. Er denkt ungern an unsre Abreise, und würde hier sein Vaterland vergessen, wenn nicht seine innige Anhänglichkeit an mich ihn daran erinnerte.

Um in der Nähe einiger vorzüglichen Grubenwerke zu seyn, und zugleich angezogen vom Reitz der vortrefflichen Gegend, habe ich mich bei einem Landmanne eingemiethet. Er gehört zu den wohlhabenden, deren es viele hier giebt. Sein Haus hat sieben Stuben, die mir alle zum Gebrauche offen stehen. Der begüterte Landmann setzt hier einen Werth darauf viel Stuben zu haben, und sie mit schönen blanken Zinngeschirr ausschmücken zu können. Sie würden daher über den Kontrast lächeln, in dem meine Zeichnungen und Bücher mit den Geräthschaften stehen. Aber es wohnt sich traulich und gut.

Nicht in der Absicht, um dadurch zu gewinnen, sondern mehr der Unterhaltung wegen, hatte ich den Kindern meines Wirthes zuweilen kleine Geschenke gemacht; dafür aber glauben die Eltern ihre natürliche Gutmüthigkeit noch mehr durch Gastfreundschaft

und Gefälligkeit aller Art erhöhen zu müssen. Sie wollen den ohnehin geringen Stubenzinns nicht annehmen, wollen mich aber auch nicht gern von sich lassen. Die Verlegenheit, in der sie zuweilen sind, mir Beweise ihrer Erkenntlichkeit und Zuneigung zu geben, und die unverstellte Güte, mit der sie mich bitten, meinen Aufenthalt zu verlängern, ist oft rührend. Sähen Sie mich beim Spiel mit den Kindern, wie diese unschuldigen Geschöpfe mich traulich behandeln, wie sie mich freundlich umarmen und sich von mir unterrichten lassen, Sie würden glauben, daß ich ein Schüler Basedows wäre.

Bei aller Wohlhabenheit der Einwohner dieser Provinz, entfernen sie sich doch nicht von der Natur. Die Besitzer der Meiereien pflegen oft selbst ihre Heerden im Sommer zu hüten, und leben daher eine Zeitlang den Sommer über in ihren dazu erbauten Senn=

hütten. Auch in diesen findet man zuweilen mehrere Stuben.

Da auch mein Wirth abwechselnd in seiner Sennhütte lebte; so besuchte ich ihn zuweilen allein oder in Gesellschaft seiner Kinder. Es gefiel mir hier ungemein wohl. Das Innere der Hütte war reinlich und überaus reitzend die Aussicht, die man von hier aus auf die Thalelbe, auf mehrere Landseen und auf die anmuthigsten Thäler und Berge hatte. Mein Herz erfüllte sich oft mit einem Hochgefühl, mit einem Entzücken, daß ich mir den Geist Klopfstocks wünschte, um die reiche Fülle des hehren Genusses umfassen und schildern zu können.

Höchst erfreulich war es daher meinem Herzen, als mich mein freundlicher Wirth bei einem Besuche in eine Stube führte, wo ich ein für mich bereitetes Bette und die nöthigen Geräthschaften fand, um hier auch des

Nachts nach meiner Willkühr bleiben zu können. Die Sennhütte war nun mein Lustschloß, mein Observatorium. Mehrere Nächte blieb ich hier, und genoß vorzüglich das prächtige Schauspiel der untergehenden Sonne jedesmal mit neuer Bewunderung. Gerade die Stube hatte mein Wirth mir angewiesen, wo das Auge unzählige Gegenstände überschaut, die durch ihre malerischen Verbindungen, durch die Abwechselungen in Ansehung der Größe, der Schönheit, des Reichthums, und der Fruchtbarkeit die anziehendste Unterhaltung gewähren. Ich kenne keinen Maaßstab, um die Reichhaltigkeit meiner Empfindungen zu berechnen, wenn mein Auge am Scheideblick der untergehenden Sonne hing, oder wenn ich mich in das allmählig schwindende und in jedem Moment abwechselnde Farbenspiel der tausend Gegenstände verlohr, welche bald heller bald schwächer

erleuchtet, jetzt in eine ewige Nacht zu versinken schienen, und in eben dem Augenblicke jugendlich wieder sichtbar wurden. Trat dann die ruhige Gestalt des Mondes auf; wie unbeschreiblich groß und schön und herzerhebend war der Anblick, den Schauplatz in seiner ganzen Weite sich in einen magischen Schleier verhüllen zu sehen. Es waren mir selige Augenblicke; ich fühlte mich der Gottheit näher, und ergriffen von der Wahrheit ihres Daseyns durch den feierlichen Ernst der tausend Zeugen um mich her.

Was dieser Ort mir in Ansehung des Feierlichen und Großen war, das war mir ein Thal in Ansehung der traulichen Ruhe und Selbstzufriedenheit. Ich fand es auf meinen kleinen Wanderungen, welche ich nach der Sennhütte auf verschiedenen Wegen anstellte. Die Hauptveranlassung, warum dieser Ort mir vorzüglich gefiel, war die zwiefache Aus-

sicht, rechts auf meine Wohnung, welche nicht zu weit entfernt war, links auf die Sennhütte, welche auf der Höhe der Berge durch die Felsen hindurchblickte. Aber auch die übrigen Eigenthümlichkeiten dieses Orts vereinigten sich sehr glücklich zur friedlichen Heiterkeit, die ich hier fand. Der schönste Standpunkt war auf der Abendseite, am Fuße steiler Felsen, aus deren Mitte eine Quelle sich wand, die dem See, den das Thal umschloß, in beträchtlicher Menge frisches Wasser gab. Nicht Ungestüm stürzte die Quelle, so stark sie auch war, herab; nur mit mäßigem Geräusch, im Charakter einer heitern Friedfertigkeit rauschte sie über die Felsen von Stufe zu Stufe hernieder. Auf der linken Seite des kleinen Sees erhoben sich anmuthige Hügel von Birken beschattet, und auf der rechten wechselten fruchtbare Gefilde mit ländlichen Wohnungen und Gärten ab. Vor mir über dem See rag-

te ein isolirter Berg empor, von hohen Tannen beschattet, welche auf dem felsigen Grunde, den der See umspülte, Jahrhunderten zu trotzen schienen.

Gewöhnlich nahm ich nun meinen Weg durch dies Thal, wenn ich die Grubenwerke besuchte, oder zur Sennhütte gehen wollte. Begleiteten mich die Kinder meines Wirths, so gingen sie bis hierher, und kehrten dann mit meinem Jakob wieder zurück, oder sie warteten hier auf mich. Auch Jakob gewann dies Thal lieb und fand hier dieselbe Aehnlichkeit mit der Gegend um Vollmersgrün, die ich auch gefunden hatte. Am liebsten war ich aber hier allein, der Ort schien zum Genusse der Einsamkeit einzuladen.

Um so auffallender war mir es daher eines Tages, auf dem Sitzsteine, wo ich gewöhnlich am Ausfluße der Quelle saß, zwei weibliche Gestalten zu erblicken. Schon war

ich im Begriffe umzukehren; aber auch sie wurden mich gewahr, standen auf und kamen mir nach der rechten Seite des Sees entgegen. Der Weg am Felsen hin, war zu schmal um auszuweichen, auch reitzte mich die Neuheit der Erscheinung, die Personen in der Nähe zu sehen, welche einfach, aber nicht bäuerisch gekleidet waren. Langsam ging ich auf sie zu, und gerade da, wo wir zusammen trafen, verengte sich der Weg am meisten.

Ich hielt sie beide für Mutter und Tochter; die Mutter war eine Frau von mittlern Jahren, wohlgebildet, von etwas bleicher Gesichtsfarbe, die Tochter hingegen eine Schönheit, wie ich sie in Schweden und wohl auf meiner ganzen Reise noch nicht gesehen hätte, in der vollsten Jugendblüthe.

In dem Augenblicke dieser flüchtigen Bemerkung dachte ich an die Frau von Hain, an Philippinen, und eben schritten sie bei mir

vorbei. Ich vergaß das Land, wo ich war, und grüßte sie — deutsch. „Verzeihung, mein Herr, sagte die ältere und wandte sich schnell um, Sie sind ein Deutscher?" — Durch diese Frage in meiner Muttersprache wurde meine Ueberraschung noch größer. „Ja" antwortete ich freudig und die reitzende Tochter trat mit heiterm Erstaunen näher und wiederholte den Ausruf: „ein Deutscher!"

Die ältere fuhr freundlich fort: „Als einer gebornen Deutschen muß mir die Bekanntschaft eines Landsmanns eben so angenehm als überraschend seyn." Sie nannte mir darauf ihren Geburtsort, sagte mir, daß sie an einen schwedischen Offizier von Akelstierna vermählt worden wäre, welcher vor einigen Jahren gestorben sey, und daß sie jetzt bei dem Vater ihres Gatten mit ihrer Tochter hier in seinem Landhause wohne. Dabei zeigte sie auf die Villa, welche rechts am Ab-

hange eines Hügels stand, und die ich bisher so gern von hieraus unter den übrigen Gegenständen in meinen Gesichtskreis gezogen hatte.

„Meine Tochter spricht auch Deutsch;“ setzte sie am Ende mit mütterlichem Stolze hinzu, und wies auf ihre holde Begleiterin. — „Also auch eine halbe Landsmännin?“ fragte ich.

„Liebe Hedwig, sagte die Mutter liebreich, Du wirst Deiner Lehrmeisterin keine Schande machen.“

„Wenn aber ein geborner Deutscher strenger urtheilt, als eine gütige Mutter?“

Der Wohllaut, womit Hedwig diese Worte sagte, hätte gern eine mindere Richtigkeit des Dialekts vergessen lassen. Aber auch dieser war rein, und die Anmuth, die den Wohllaut begleitete, wie lieb wäre mirs, sie Ihnen schildern zu können.

Die Mutter fing meinen beifälligen Blick dankbarer auf, als mein wörtliches Lob, welches ich ihr deshalb mit voller Ueberzeugung sagte. Indem ich sie darauf durchs Thal in den kleinen Park begleitete, der sich zuletzt an den Hügel lehnte, auf welchem die Villa stand, machte ich sie mit meinem Namen und mit dem Zwecke meiner Reise bekannt.

„Schon seit einigen Wochen sind Sie hier?“ fiel Hedwig unbefangen ein. „Nicht wahr, Sie haben schon öffterer den See besucht?“

„Ja, es ist ein Lieblingsort von mir.“

„Sehen Sie liebe Mutter, da müssen wir uns selbst den Vorwurf machen, daß wir nicht früher diese angenehme Bekanntschaft gemacht haben. Tragen Sie nicht gewöhnlich einen grünen Rock?“ —

„Auf meinen Spaziergängen größtentheils.“

„So haben wir Sie schon etlichemal gesehen.“

„Meine Tochter hat Recht, sagte die Mutter. Wir kehren gewöhnlich um, wenn wir jemanden am See bemerken. Denn am liebsten besuche ich diesen Ort ohne Gesellschaft.“

Die Einladung, sie bis in ihre Wohnung zu begleiten, war zu herzlich. Ich nahm sie an und fand einen biedern Greis, Hedwigs Großvater, der mich mit väterlicher Güte empfieng und an der Freude seiner Schwiegertochter und Enckelin den innigsten Antheil nahm. Wäre er nicht um vieles älter als Sie, ich würde ihn mit keinem besser vergleichen können; als mit Ihnen.

Die Leute im Hause betrachteten mich alle sehr aufmerksam, da durch mich wahrscheinlich die herrschende Ruhe unterbrochen

worden war, und sie nicht wußten, warum ich so heiter empfangen wurde.

Rührend waren mir besonders die Augenblicke, wenn Hedwigs Mutter sich von uns entfernte. Im gebrochenen Deutsch, wobei ihn Hedwig, wenn sie gegenwärtig war, unterstützen mußte, erzählte mir der Greis, welchen geheimen Kummer sein Herz empfände. Seinen einzigen Sohn habe er verlohren, der sein väterliches Glück durch die so ganz zufriedene Ehe mit seiner Schwiegertochter auf die höchste Stufe gebracht hätte. „Denken Sie sich, setzte er hinzu, den Schmerz, der um so größer ist, da ich ihn verheimlichen muß, damit das zärtliche Herz dieses treuen Weibes, durch die Erinnerung an den Tod ihres Mannes nicht noch mehr verwundet wird. Sie leidet ohnehin seit seinem Tode viel; ihre Gesundheit ist geschwächt, ihr heiterer Sinn gesunken. (Seinen grauen Wimpern entfielen

Thränen.) Und doch ist sie so liebevoll gegen mich, so sorgfältig in meiner Wartung und Pflege; da sie mir Vorwürfe machen könnte der ich die Ursache war, daß mein Sohn eine Deutsche zur Gattin wählte. Entfernt von ihrem Vaterlande und getrennt von ihren Verwandten, opfert sie jetzt mir die Tage ihres Lebens. Auf der einen Seite danke ich daher Gott für das Geschenk einer so treuen Seele; aber auf der andern bekümmert mich das Schicksal dieses guten Weibes. Ich sterbe bald, denn mein Lebensziel ist da; aber sie!"

Wenn er dann durch ihre Gegenwart unterbrochen wurde; so sah man ihm das Bestreben an, ihr heiter entgegen zu lächeln: aber so bald sie die Stube wieder verließ, sprach er aufs neue theilnehmend von ihr. „Finden Sie sie nicht blaß? Bemerken Sie nicht den Kummer in ihrem Blicke?" So fragte er

mich mehreremal, und setzte dann hinzu; „und gerade heute finde ich sie froh, wahrscheinlich wegen der Bekanntschaft mit Ihnen. Wie viel Dank bin ich Ihnen daher schuldig!“

Dies Geständniß des biedern Greises war mir der schönste Beweis von der gegenseitigen Herzlichkeit und Liebe, womit sie einander zuvorzukommen suchten. Mir war daher diese unerwartete Bekanntschaft um so angenehmer. Spät am Abend verließ ich das Haus, und mußte ihnen versprechen, sie recht bald wieder zu besuchen.

Bei jeder nachherigen Zusammenkunft mit diesen Liebenswürdigen wurden sie mir immer schätzbarer. Sie lebten alle in ihrer Art musterhaft. Der Vater ertrug bei aller Schwäche seines hohen Alters aus Liebe zu seiner Schwiegertochter und Enkelin, viele Ungemächlichkeiten im Stillen, und liebte seine Schwiegertochter nicht um Hedwigs willen,

sondern aus Ueberzeugung von ihrem edeln Charakter. Oft zog er sie wechselsweise an seine Brust, und mit liebender Zärtlichkeit hing sein Blick an ihrer Gestalt.

Mit welcher gutmüthigen Kindlichkeit behandelte ihn dagegen die edle Frau. Sie wußte, daß er ihr manche Unfälle verschwieg, daher sie aus jedem seiner Blicke die geheimen Wünsche seines Herzens zu errathen suchte. Sie war das schönste Bild einer edeln uneigennützigen Gefälligkeit, der das weibliche Zartgefühl so viel beruhigendes und tröstendes mittheilte. „Wäre unser Vater jünger, und wäre ich gesünder, dann kehrte ich wohl in mein Vaterland zurück. Auch er liebt Deutschland, und ginge gewiß gern mit.“ Das sagte sie einigemal, wenn sie und Hedwig mich begleiteten. Aber ihre Wünsche waren so bescheiden, daß sie selbst durch diese Aeußerung ihre Pflichten zu beleidigen glaubte.

Die Liebenswürdigkeit der Hedwig unterbrach allein meine Bewunderung der innigen ungeheuchelten Anhänglichkeit dieser edeln Frau. In diesem Mädchen fand man nicht nur alles Treffliche, das im Charakter der Mutter lag, in der schönsten Entwickelung wieder; sondern es vereinigte sich damit noch ein ungleich höherer Grad von körperlicher Schönheit, als in frühern Jahren bei der Mutter hatte gewesen seyn können. Eine noch ungetrübte Harmlosigkeit, ein Vertrauen zur Menschheit, das durch keine bittern Erfahrungen schüchtern geworden war, ein Frohsinn, der durch ihre unverletzte engelreine Unschuld gesichert wurde, — diese gaben ihrer Jugendblüthe den Reitz der höhern Schönheit. Lächeln Sie nicht bedenklich über dies Lob der liebenswürdigen Hedwig. Glauben Sie nicht, daß ich dadurch nur den voreiligen Forderungen meines Herzens Genüge zu leisten suche. Nein,

dies Lob ist die Folge meiner ruhigen Ueberzeugungen. Lesen Sie das Ende meiner Erzählung, und gewiß werden Sie und meine Philippine diesem Lobe Beifall geben.

Ich wurde bald von ihnen als ihr nächster Verwandter betrachtet. Man drang in mich, in ihrer Villa zu wohnen und bot mir die schönsten Zimmer an: aber ich machte von dieser Güte keinen Gebrauch. Die zu große Hingebung ihrer Herzen, die Liebe mit der sie mich behandelten, ließ mich einen zu großen Schmerz bei meiner Trennung von ihnen befürchten. Am meisten aber, glauben Sie es immer, schlug ich dies Anerbieten um Hedwigs willen aus.

Sie war gewöhnlich die erste, welche mir heiter entgegen hüpfte, und mich an der Hand zur Mutter oder zum Großvater führte. „Mit dem fremden Manne, so vertraut!" sagte dann der Greis lächelnd, und Hedwig drückte mei-

ne Hand noch inniger an ihr Herz. Er und ihre Mutter schwiegen, wenn Hedwig mit mir sprach; ihr Wohlgefallen über meine Unterhaltung mit ihr leuchtete aus ihren Blikken, sie gestatteten es gern, wenn sie mir diese oder jene Stelle im Parke zeigen wollte, — mit einem Worte, ich bemerkte, daß ihre Herzen Hedwigs zärtliche Freundschaft zu mir billigten, und einer entwickelnden Liebe vielleicht entgegen sahen. Sie nannte mich ihren Lehrer, sich — meine Schülerin, und setzte sich bei meinen Besuchen traulich an meine Seite mit einem Blicke, der mich um eine Gefälligkeit bat, die ich schon kannte, und die ich ihr und den andern nicht leicht abschlagen konnte. „Nicht wahr, Sie thun es?“ fragte sie hold, und zog ein deutsches Buch hervor, woraus ich ihr etwas vorlesen sollte. „Sie lesen so schön; ich habe nie so lesen gehört;“ setzte sie hinzu.

Die kleine Bibliotheck, die ich von deutschen Büchern hier fand, enthielt die Werke der besten Schriftsteller, eines Gellerts, Rabeners, Gleims, Geßners, Klopstocks: Abwechselnd lasen wir in dem und jenem; aber am liebsten hatte sie Geßners Schriften. Wie hing ihr blaues Auge, so unschuldig als schön, an meinen Lippen, wenn ich ihr daraus vorlas.

Nie werde ich die eine Szene vergessen, die mich tief in ihr schuldloses Herz blicken ließ. Ich las aus dem Tode Abels eine Stelle, welche Thirzas zärtliche Gefühle zu ihrem Gatten so rührend schildert. Leise horchte sie auf jedes Wort, keine Bewegung, kein lauter Athemzug störte ihr Lauschen. Aber ein tiefer verhaltener Seufzer machte mich aufmerksam. Ich sah sie an. Welch' ein Bild der Rührung und des Mitleids! So schön sah ichs noch nie! Ein Lächeln des Friedens

schwebte auf ihren Lippen, und aus ihren offnen Augen drängten sich Thränen. Ich reichte ihr die Hand und fragte sie, ob ich jetzt aufhören möchte. „Ach Gott, rief sie aus, ich dachte mir, wenn Sie mein Bruder, wenn Sie Abel wären! Wenn ich Sie suchte und nicht fände!“ Sie legte ihren Arm um meinen Hals, ihr Gesicht auf meine Schulter und schluchzte laut. Ihre Rührung war zu groß. Durch ein allgemeines Gespräch mit ihrer Mutter und mit dem Großvater fand sie sich in ihre gewöhnliche Heiterkeit wieder zurück.

Ein solches trugloses Herz auch nur mit den entferntesten Hoffnungen zu täuschen, oder die Wonne zu genießen, es bis zu einem gewissen Zeitpunkte mit zunehmenden Gefühlen genährt zu sehen, hielt ich für höchst strafbar; daher ich um deswillen das Anerbieten, in ihrem Hause zu wohnen, ausschlug,

und ihr meine Bekanntschaft mit Philippinen mittheilte.

Ich sah, daß die Mutter und der Großvater diese Mittheilung nach meinen Wünschen aufnahmen. Sie äußerten nichts mehr, was ich auf ein näheres Verhältniß mit Hedwig, oder eine fortdauernde Verbindung mit ihr hätte beziehen können. Vielmehr äußerten sie zuweilen Worte, welche als Warnungen anzunehmen waren. „Was würde Philippine von Dir denken, wenn sie Dich sähe, wenn es unser Felseck ihr meldete;" so sagte zuweilen die Mutter mit bedeutendem Blicke.

Hedwig blieb dagegen in ihrem Umgange mit mir sich gleich. Sie bat mich vielmehr oft, ihr von Philippinen zu erzählen, und war nicht immer mit dem zufrieden, was ich ihr erzählte, wenn ich dabei nicht weitläuf g genug war. „Ach wenn sie doch hier wäre,

wie meine Schwester wollt' ich sie lieben! Aber Sie müßten dann auch so gut gegen uns und gegen mich bleiben, wie Sie jetzt sind." So unterbrach sie zuweilen meine Schilderung. Einmal fragte sie mich, ob Philippine ihr ähnlich sähe, und drang in mich, eine Zeichnung von ihr zu entwerfen. Ich thats so gut meine Einbildungskraft es mir erlaubte. „Nach dem was Sie mir gesagt haben, muß sie weit schöner aussehen;" sagte sie ganz unbefangen, als sie die Zeichnung beurtheilte.

Des einen Tages fand ich den Vater sehr bekümmert, auch Hedwig war mir nicht mit ihrer gewohnten Heiterkeit entgegen gekommen. Ihre Mutter hatte sich legen müssen. „Mein Gott, wenn mir das Weib stürbe, das redliche Weib!" so seufzte der Alte, und Hedwig wollte ihn beruhigen, war aber selbst zu bekümmert.

Ich nahm den herzlichsten Antheil, sowohl an dem Kummer des Vaters und der Tochter, als an den Leiden der edeln Frau selbst, um so mehr, da sie bei aller Mattigkeit, die sie befallen hatte, dennoch mit liebender Tröstung zu den Ihrigen sprach. Tausende ihres Geschlechts hätten an ihrem Lager Selbstüberwindung lernen können.

Ich hatte eine Reise in die benachbarte Provinz Thalland vor, aber ich konnte mich nicht überwinden eher abzureisen, bis ich von der Beßerung der Frau von Ackelstierna völlig überzeugt war. Auch die zärtlichen Bitten der Tochter trugen viel zu meinem Entschluß bei. Ich wartete noch einige Tage, und hatte die Freude, sie bei einem Besuche wieder gestärkter zu finden. Sie war aufgestanden, und konnte wieder ihre gewöhnlichen häuslichen Arbeiten verrichten. Eine allgemeine Freude belebte das Haus.

Es kostete mir Mühe, mich von ihnen zu trennen. Ich hatte an ihrem Kummer Theil genommen; ich sollte nun auch ihre Freude mit genießen. Fast heimlich mußte ich mich entfernen. Mit dem Frühsten des einen Morgens trat ich meine Reise an, und ließ meinen Jakob zurück, weil ich einen Eingebornen zum Gefährten mitnahm.

Acht Tage waren vergangen, als ich wieder in diese freundliche Gegend zurückkam. Ich überließ mich jetzt allen den Eindrücken, die sie aufs neue auf mich machte. Meinen Begleiter schickte ich voraus, und da ich in der Nähe der Sennhütte war, bestieg ich die anmuthigen mir schon bekannten Höhen, und genoß einige glückliche Stunden. Ich berechnete die Zeit, in der ich vollends nach Hause kommen könnte, und wartete so lange, bis die stärkste Hitze des Tages vorüber war. Ein

günstiger kühlender Wind entsprach überdies meinen Wünschen.

An einigen Stellen, wo ich den See, die freundliche Villa, die Kirche und die Wohnung meines Wirths am besten übersehen konnte, unterhielt mich der Gedanke an die Herzlichkeit, mit der man mich empfangen würde, aufs angenehmste. Je näher ich kam, desto dankbarer schlug mein Herz den truglosen Menschen entgegen. Alles Gute, alle Freundschaft und Liebe, die ich unter ihnen und durch sie genossen hatte, erweckte in mir die frohsten Empfindungen. Dort die schlichte einfache Gutmüthigkeit im Hause meines Wirthes; hier in der Villa Unschuld und Reinheit der Sitten im schönsten Gewande edler Bildung! Ich dachte mir eine ganze Welt mit diesen Eigenschaften moralischer Schönheit und Güte, und hätte Tausenden zurufen mögen: Da leben ist die Seligkeit einer bessern Welt!

Die Abendsonne warf ein mildes Licht auf die Villa und auf die in einiger Entfernung stehende Kirche, als ich nahe am See noch einmal eine freie Aussicht dahin genoß. So sehr ich jetzt eilte, um bald zu Hause zu seyn, so hatte der Anblick doch zu viel reitzendes für mich. Ich verweilte einige Minuten, und weidete mein Auge an der hehern Beleuchtung der untergehenden Sonne. In manchen Augenblicken war mirs, als sähe ich Hedwigs Gestalt, und ich dachte mir dann ihre Heiterkeit, ihre Freude, mit der sie mich zu den Ihrigen führen würde, um so lebhafter. „Nun hin zu euch, damit ich euch alle — alle wiedersehe!" so rief ich aus, da ich die Anhöhe verließ, und ins Thal hinab zum See eilte.

Jakob war der erste, den ich erblickte, als ich aus den Birken ins Freie trat. Er saß an der Quelle, auf meinem Lieblingsorte. Bei seiner gebückten Stellung sah er mich nicht eher,

als bis ich schon in seiner Nähe war. Jetzt rief ich ihm zu. Da sprang er auf, hob die Hände gen Himmel, schien sich die Augen zu trocknen und kam mir entgegen: „Hm, dachte ich, das ist ja sonst nicht die Art, wie er mich empfängt.“

„Gottlob, daß ich Sie gesund wieder sehe,“ sagte er, da ich bei ihm war, und reichte mir beide Hände.

„Mein Gott! Jakob, du weinst?“ rief ich.

„Ach nein, nein!“ (sein Gesicht wegwendend.)

„Ich bin gesund; aber was machen unsre Freunde?“

„I nu — ach daß ich —“

„O sprich; ein Unglück?“

„Warum ich gerade der erste seyn muß, der —“

„Rede — um Gotteswillen!“

„Es ist Jammer bei uns!“ (Seine Thränen stürzten hervor.)

„Ist Hedwig krank?“

(Jakob schüttelte den Kopf.)

„Aber ihre Mutter?“

„Auch nicht; (seufzend) aber dort!“ (Er zeigte mit der Hand in die Gegend der Kirche.)

„Jakob (rief ich und faßte ihn bei der Schulter) Du marterst mich mehr, als wenn Du mir deutlich sagst, was Du auf dem Herzen hast.“

„Sie finden die brave Frau nicht mehr.“

„Unsre Wirthin? oder — wärs möglich, — die Frau von Ackelstierna?“

„Liegt im Grabe.“

„Gott! Gott!“

Ich starrte hin auf den Gottesacker, der neben der Kirche lag. „Tod!“ rief ich, und konnte den Gedanken nicht fassen. Es war

mir, als säh ich sie hier am See mit Hedwig sitzen, als käme sie mir entgegen. — „Und Hedwig! Hedwig!" rief ich aufs neue.

„Das ist eben der Jammer;" sagte Jakob weinend. Standhaft ging die edle Frau in den Tod. Von allen nahm sie mit der Hand Abschied; auch von mir. Aber du gerechter Gott, der arme alte Vater, die arme Waise. Sie sind beide außer sich. Wenn Sie nur noch da gewesen wären: doch nein, es ist gut, daß Sie nicht dabei waren. Ihr Herz hätte zu viel gelitten. Wie oft aber hat sie nicht von Ihnen gesprochen. Allen hat sie es aufgetragen, Ihnen besonders für die letzten Lebensfreuden zu danken, welche sie durch Ihre Gegenwart genossen hätte."

„Wie heiter, wie beruhigt nahm sie von mir Abschied!"

„Und schon den vierten Tag darauf war sie tod! Heute haben wir sie begraben."

„O Gott, und das Mädchen, mit dem zärtlichen Sinne, mit der treuen Anhänglichkeit steht mit dem edeln Greise an ihrem Grabe. Schrecklich! Schrecklich!“

„Es thut mir weh, Sie hinzuführen; aber der arme Vater fragt immer nach Ihnen, und Hedwig will sich nicht vom Grabe der Mutter trennen.“

„O komm Jakob! Es wäre Undank, nicht jetzt mit ihnen zu weinen.“

Ich ging; aber mit welchen Empfindungen nahte ich mich den Wohnungen, in denen sonst Friede und Ruhe thronte. Welch' ein schrecklicher Abstand von dem Gefühl, welches mein Herz vor wenigen Minuten erhob, gegen das drückende der Gegenwart. Die Strahlen der Abendsonne schienen die Stätte des Jammers zu fliehen. Schwach beleuchteten sie noch die Gipfel der Höhen, und die trauernde Villa zog sich in dämmernde Schatten.

Unser Weg leitete uns in die Nähe des Gottesackers. Ich bestieg in Jakobs Begleitung die Anhöhe, auf welcher er lag, und Jakob führte mich auf die Abendseite des Hügels. „Dort ruht sie;" sagte er mit zitternder Stimme.

Nach einigen Minuten erblickte ich das frische Grab. Ein Schauer drang durch mein Herz. Hedwig saß neben demselben, und bemerkte meine Ankunft nicht. Sie weinte laut, und wand die Hände gen Himmel. „Gute Hedwig;" sagte ich unter Thränen, als ich bei ihr stand, kennen Sie mich nicht? Da wendete sie ihr Gesicht zu mir, ohne mich zu erkennen. O ich mag den Anblick nicht schildern, in dem ich die Holde jetzt wieder sah. Der Gram, den nie ihr Jugendleben gekannt hatte, machte auch sie mir unkenntlich. Entflohen war die Farbe schuldloser Freude von ihrer Wange. Die Leiden ihrer Seele zeich-

neten gewaltsam die Züge des Schmerzes auf ihr Gesicht. — „Liebe Hedwig, sagte ich aufs neue, wollen Sie mich nicht zu dem verlassenen Vater begleiten?“ Jetzt schien sie meine Stimme zu erkennen. Sie trocknete sich die geschwollenen Augen, und sah mit durchdringender Wehmuth mich an. „Felseck, Sie hier?“ rief sie klagend, und warf sich mit Ungestüm an meine Brust.

„Ja, erwiederte ich, mit dem theilnehmendsten Herzen, das ganz die Größe Ihres Verlustes fühlt.“

„Aber wiedergeben, meine Mutter mir wiedergeben, können Sie das?“

Sie sagte diese Worte im Ausdruck des höchsten Schmerzes, und zeigte auf die Stätte, welche die Gebeine der Edlen verbarg. Ich verlohr bei dieser herzerschütternden Szene selbst die nöthige Entschlossenheit und den Muth sie zu trösten. Stumm stand ich da

und meine Thränen fielen mit den ihrigen aufs Grab.

Jetzt trat Jakob heran und sagte: „Gnädiges Fräulein, wollen Sie denn meinen Herrn nicht zu Ihrem Vater begleiten? Wollen Sie jetzt den guten Greis verlassen, der Ihre Frau Mutter so herzlich liebte, und Sie noch allein übrig hat?"

„Ja, ja ich will — ich will;" sagte sie ermattet, und ergriff meine Hand. Einige Schritte ging sie mit mir, dann kehrte sie wieder um, warf sich auf den Grabhügel und rief: „Mutter, ach ohne dich!"

Endlich gehorchte sie meinen Bitten, und begleitete mich den Hügel hinab, nach ihrer Wohnung zu. Der Sturm ihres Herzens war groß. In manchen Augenblicken sprach sie im Tone ihrer sonstigen Unbefangenheit, und schien mir den Abschied ihrer Mutter erzählen zu wollen, und ihre herzlichen Wün-

sche, mich noch einmal sehen zu können: aber der Schmerz überwältigte sie bald wieder, und ich hatte nicht Beredsamkeit genug, zu ihrer Beruhigung. Mehr dem Zufalle und Jakobs gutmüthigen Maaßregeln verdankte ichs, daß wir glücklich zur Villa kamen.

Ich fand den würdigen Greis kniend, sein graues Haupt gen Himmel gehoben. Er wendete sich, da ich ihm näher trat, und lächelte mir zu. Aber dies Lächeln durchschnitt mein Herz. „Meine Agnes ist droben bei ihrem Karl, und ich bin noch hier;" sagte er wehmüthig. „Mich Lebensmüden finden Sie wieder; sie nicht mehr."

Bei der innigen Zärtlichkeit, welche die Abgeschiedene mit ihren Hinterlassenen verbunden hatte, war es besser, daß bei diesen der Schmerz in seinen weiten Schwingungen nicht aufgehalten wurde. Zeit und allmählige Entwöhnung ihres vorigen harmonischen

Lebens waren für sie die besten Heilmittel. Daher nahm ich die oft wiederholten Erzählungen von ihrer Vortrefflichkeit, und die Klagen über ihren Verlust bereitwillig auf und bestätigte ihr Lob selbst durch eigene Zusätze. Ohne den Schein eines Tröstenden zu haben, wurde ichs dadurch gleichwohl; denn sie fanden die meiste Beruhigung in der Mittheilung des schönen Lebens der Entschlafenen.

So höchst rührend mir es nun auch jetzt noch ist, wenn Hedwig mich bittet, sie zum Grabe ihrer Mutter zu begleiten; so beruhigend ist es doch auch zugleich für mich, sie nun mit größerer Besonnenheit handeln zu sehen. Mit lächelndem wehmüthigen Blicke betrachtet sie die Blumen, die sie auf das Grab pflanzte, und freut sich ihrer Schönheit und ihres glücklichen Gedeihens. Sie fragt mich oft, ob wohl der Geist ihrer Mutter es auch wisse, und ich bestätige gern ihre Meinung.

Mit Bangigkeit denke ich jedoch an meine nahe Trennung, und an meine Abreise aus diesem Lande. Das Herz des Greises hängt an dem meinigen, wie am Herzen eines geliebten Sohnes, und Hedwig liebt mich mit der Innigkeit einer Schwester. Ich suche sie zuweilen darauf vorzubereiten; aber dann ruft mir der Vater zu: „Haben wir des Bittern noch nicht genug?“ und ich muß abbrechen, um ihn nicht zu betrüben. Hedwig sagt in den Fällen nichts; aber sie hält mir die Hand vor den Mund, und aus ihrem Auge, aus ihren Mienen spricht Bangigkeit.

Einigemal habe ich zwar wider die Sennhütte und den See besucht; aber nicht mit dem Gefühle, das mich sonst ergriff. Der Gottesacker zieht meinen Blick unwillkührlich an sich, und die Wirkungen aller übrigen Naturschönheiten sind der untergeordnet, die er auf mich macht. So ist denn hier auf Erden kein

Land, auf welches die Thränen der Menschen nicht fallen dürften! — Und gleichwohl hat das Ganze, bei dieser wehmüthigen Einwirkung, neue anziehende Seiten für mich. Jede Blume, jede vorübereilende Wolke, jeder Lichtstrahl, der mir eine entfernte Schönheit näher bringt, spricht mein Herz ernster an und erinnert mich an die Flüchtigkeit aller Genüsse des menschlichen Lebens.

Eben jetzt, da ich den Schluß dieser Erzählung niederschreibe, bin ich von einem Besuche in der Villa zurückgekommen. Hedwig weis es, daß ich schreibe. „Lieber Otto, sagte sie daher — denn so nennt sie mich am liebsten, grüßen Sie die gute Philippine von mir und theilen Sie ihr meine Leiden mit. Sie wird gewiß auch weinen; und wenn ich weiß, daß es gute Menschen thun, dann fühlt mein Herz Linderung.“ — Unmittelbar habe ich jedoch in der Beilage weder die ganze

traurige Begebenheit, noch diesen herzlichen Gruß, Philippinen mittheilen wollen, daher ich Sie ersuche, es statt meiner zu einer gewählten Zeit zu thun."

„Es sind nicht vier Meilen," sagte Jakob froh zu seinem Herrn, als er sich des einen Nachmittags wieder zu ihm in den Wagen setzte.

„Hast Du schon wieder gefragt?" sagte Otto lächelnd.

„Ja, die Wirthin hier in der Schenke meinte, es wären höchstens noch drei und eine halbe Meile."

„Lieber Jakob, wir haben jetzt so viele Meilen zurückgelegt, und näherten uns so verschiedenen Gränzen; aber so oft hast Du nie gefragt, wie nahe uns diese oder jene Gränze sey, als jetzt."

„Ja, wohl wahr, indeß —

„Es ist die Gränze unsers Vaterlandes.“

„Freilich, freilich und so alt ich auch bin, so hängt doch das Herz immer noch dahin, wo ich geboren wurde.“

„Wärst Du jung, dann würde ich noch einen Grund annehmen.“

„Ach Sie scherzen; aber könnte ich denn nicht auch Ihrentwegen mich so fleißig nach der Gränze erkundigen? Ich kann mirs recht gut denken, wies Ihnen seyn mag.“

„Guter Jakob, Du hast recht. Mit einem eignen Gefühl betrete ich den vaterländischen Boden wieder.“

„Fräulein Philippine wird auch die Stunden zählen.“

„Ich kann nicht läugnen, daß sie das meiste zu der jetzigen Stimmung meines Herzens beiträgt; aber denke Dir auch das Uebrige — die verschiedenen Verhältnisse, die ich finden werde. Nimm besonders die Verhält-

nisse meines väterlichen Hauses. Sie können nicht gut seyn, das seh' ich voraus."

„Machen Sie sich das Herz nicht schwer beim Eintritt ins Vaterland. Es kann sich auch zu Ihrem und des Herrn Vaters Besten vieles geändert haben."

„Ach wie? wie?"

„Das weiß man freilich nicht: aber was geht in der Welt nicht alles vor."

„Du weißt, daß mein Vater keinen meiner Briefe beantwortet hat."

„Rechnen Sie ihm das nicht so hoch an."

„Ganz und gar nicht: — aber —"

„Denken Sie sich jetzt lieber die Zukunft schön. Die Gnade des regierenden Landesherrn, der gewiß mit Ihnen zufrieden seyn wird, die Gewogenheit des Landraths, die Liebe Philippinens, — alles schöne Aussichten."

„Wenn aber Philippinens Liebe sich vermindert hätte, wenn —"

„Glauben Sie das nicht. Der Herr Landrath ist fein; er hätte es gleich bemerkt, und würde es Ihnen gewiß gemeldet haben. Ja — ich setze den Fall, es wäre nicht so recht, wie es seyn sollte, oder die Liebe wäre gar weg, nun dann könnten Sie doch gewiß ein Mädchen finden, das —"

„O schweig!"

„Ich rede auch nur so. Denken Sie einmal zurück an Fräulein Hedwig."

„Die holde Unschuld!"

„Nicht wahr? Nun sehen Sie, wäre Fräulein Philippine nicht, ich würde Ihnen zu keiner andern rathen. Ich will gar nicht von dem reden, wie sie mit Ihnen umging, da ihre Mutter noch lebte; nur an ihren Abschied von Ihnen will ich Sie erinnern. Mein Gott, das Herz thut mir weh, wenn

ich denke, wie sie sich an Sie anschloß und weinte; wie sie sich dann endlich losriß und ihr Gesicht an der Brust des schwachen Greises verbarg, der seine Hände gen Himmel hob."

„Warum jetzt das traurige Bild?"

„Es ist wahr. Ich will aber auch nur damit sagen, daß sie Sie als Frau Gemahlin gewiß treu lieben würde."

„O gewiß, treuer als Hedwig, kann kein Weib lieben. Aber bei alledem glaube ich nicht, daß ihr Herz eine ausschließliche Liebe für mich allein fühlte. Ihre hohe Unschuld öffnete ihr Herz jedem, in dem sie Gutes zu finden glaubte; daher sich bei ihr, wie ich glaube, aus der Liebe für die gute und schöne Menschheit überhaupt, ihre besondere Liebe für einen Gegenstand, oder die Gattenliebe, erst entwikkeln wird. Glücklich der, der dann dies schöne Herz sein nennt."

„Sie können recht haben, aber ich glaube immer, sie würde nicht nein sagen, wenn —"

„Wünsche ihr lieber mit mir den edelsten Mann, der für die Reinheit ihrer Gefühle Sinn hat, an dessen Brust sie sich mit vollem Vertrauen schmiegen, durch den sich ihre Liebe ununterbrochen genährt finden kann."

„Nu ja, drum meine ich auch so, wenn Philippine nicht wäre, dann —. Denken Sie so ein liebenswürdiges Fräulein, das niemanden weiter hat, als den schwachen Greis, an den es sich halten soll."

„Du hast Liebe für mich, guter Jakob, und ein Herz, das jedem Guten wohl will, daher entstehen Deine Wünsche besonders für mich. Dank für Deine Redlichkeit! Allein jezt laß mich ruhig uud getrost den Schicksalen entgegen gehen, die mir zunächst liegen,

Wohl mir, wenn dann mein Herz ungestört seine leisen Ansprüche gültig machen darf.“

Jakob schwieg eine Weile; allein er kam immer wieder auf die Gegenstände zurück, die sein treues Herz jetzt so stark beschäfftigten. Seine Anhänglichkeit ans Vaterland, dem sie nun so nahe waren, gründete sich in der That mehr auf die Liebe zu seinem Herrn, als auf eignen Patriotismus. Er wäre bei dem schwedischen biedern Landmanne eben so gern geblieben, wenn Otto in seinem Vaterlande keine Aussicht gehabt, wenn er dort sein Glück gefunden hätte. Und zu diesem Glücke rechnete er vorzüglich außer einem standesmäßigen Einkommen, eine wohlgetroffene Verehelichung seines Herrn. Beinahe hätte er lieber gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möchte, weil die hohe Unschuld dieses Mädchens durch den nähern Umgang auf den biedern Alten stärker gewirkt hatte, und weil

sein Mitleid mehr für sie sprach. Bei dieser wohlmeinenden Gutmüthigkeit drängte eine Idee die andre.

„Mir fällt ein:" — fing er eben wieder an, als plötzlich aus dem Walde ein „Halt! halt!" erschallte. Man sah hin. Ein Haufe Bauern kam schnell auf den Wagen zu.

„Was solls seyn?" fragte der Postillion.

„Das wirst Du schon sehen;" rief ein Bauer.

„Ei was!" sagte jener und schwang die Peitsche.

„Von Gerichtswegen — halt!" schrie wieder einer, und etliche sprangen mit Knütteln vor die Pferde.

„Halt nur an Schwager, sagte jetzt Otto, wer weiß was die Leute wollen."

„Ist Er der Herr?" fragte ein Bauer und trat an den Schlag.

„Welcher Herr denn?"

„Er wirds schon selbst wissen, wenn Ers ist.“

„Das siehst du ja, daß ers ist; sagten andere. Er hat ja einen grünen Rock.“

„Aber die Madam ist ja nicht dabei;“ fielen wieder andre ein.

„Was geht uns die Madam an, wenn wir ihn nur haben.“

„Lieben Leute; sagte Otto, ich will Euch —“

„Ei was — lieben Leute, hier ist nichts zu lieben. Wir sind lange genug schon herumgelaufen. — Hätt' Ers besser gemacht, so —“

„Hört doch nur: Ich bin der Bergrath von Felseck, bin auf Reisen in England und Schweden gewesen und komme jetzt wieder zurück.“

„Aus Schweden? (rief einer) J du mein Gott. Was fragt ihr denn da lange? Dorther kommen alle die großen Spitzbuben.“

„Wohin soll aber das alles gehen? Ihr haltet mich hier auf öffentlicher Straße auf, ohne mir die Ursache zu entdecken. Fragt nach meinen Pässen; lest sie. —"

„Zum Teufel! schrie der Postillion, könnt Ihr denn wenigstens nicht sagen, was vorgegangen ist, und was der gemacht hat, den Ihr sucht?"

„Gestohlen hat er."

„Wo denn?"

„In Falkenberg."

„Nu da kommt der Herr nicht her."

„Haltet mich hier wenigstens nicht auf, fiel Otto wieder ein, und kommt mit bis zur nächsten Stazion."

„Da könnten wir Seinetwegen in der Welt herumlaufen!"

„So lest meine Pässe!"

„Wer kann die lesen; und kurz und gut — Er ist es."

„Was wollt Ihr aber eigentlich mit mir machen?“

„Das wird er schon sehn.“

Die Bauern wußten selbst nicht recht, was sie thun sollten, und sahen einander an. Lesen konnten sie nicht, den Herrn mit dem Bedienten aus dem Wagen ziehn, das wagten sie nicht, denn sie sprachen von Pistolen, die er bei sich haben könnte, und doch wollten sie auch nicht bis zur nächsten Stazion den Wagen begleiten.

Die Verlegenheit, die Unentschlossenheit und der Wortwechsel der Bauern würde also wahrscheinlich noch lange gedauert haben, wenn nicht ein glücklicher Zufall die Sache entschieden hätte. Ein Mann zu Pferde kam die Straße her, und kaum erblickten ihn die Bauern, als einige frohlockend ihm entgegen eilten. „Der wirds wissen! der Straßenbereuter wirds wissen!“ riefen sie.

Der Mann kam näher, und erbat sich Ottos Pässe, welche ihm gereicht wurden. „Seyd Ihr toll?“ rief er, und bat Otto'n des Aufenthalts wegen um Verzeihung. Da brummten die Bauern und einer sagte: „aufs Kleid muß man doch am meisten sehen.“

Um nicht vielleicht ähnlichen Unannehmlichkeiten aufs neue ausgesetzt zu werden, fragte Otto den Straßenbereuter nach der Ursache dieses Auftritts, und hörte folgendes: „Ein Herr, der sich von Lowetzky nennt, ist mit einem Frauenzimmer in hiesige Gegenden gekommen, und hat bei einigen Guthsbesitzern durchs Spiel zu betrügen gesucht. Unter andern kommt er nach Falkenberg. Man spielt bis spät in die Nacht und aus Artigkeit behält man ihn den übrigen Theil der Nacht im Hause. Am Morgen reist er zeitig ab. Man setzt kein Mißtrauen in ihn, entdeckt also erst spät einen Raub an baarem Gelde und an

Preziosen, welchen er durch Nachschlüssel begangen hat. Der Raub ist sehr beträchtlich, daher alle Mittel aufgeboten werden, sich seiner zu bemächtigen. Sie werden nun sehen —"

„Ja, fiel Otto ein, ich sehe den Zusammenhang, nur wünschte ich, daß ich nicht wieder einem solchen Mißverständniße ausgesetzt und dadurch aufgehalten würde."

„Ich glaube nicht, wenigstens —"

Der Postillon wurde jetzt des Aufenthalts wegen unwillig. Auch Otto wollte fort. Bei der raschen Abfahrt machte der Postillon den letzten Bauer, welcher mit den übrigen auf einem Seitenwege abzog, seinen Aerger noch durch einen Peitschenhieb fühlbar. Damit schien die Sache vorbei zu seyn.

Der Postillon fluchte, weil er nun erst spät Abends auf die Stazion kommen würde, und doch die Pferde noch einmal tränken müßte. Er lenkte daher von der Straße ab, um

auf einem Nebenwege an der Zeit zu gewinnen und an einem Hause, das allein im Walde lag, seine Pferde zu tränken.

Wirklich neigte sich der Tag schon sehr. Aber der Abend war schön. Während des Gesprächs, das Otto und Jakob über den Vorfall führten, fiel ihnen der ziemlich lange Weg nicht auf, den sie noch bis zu jenem Hause machen mußten.

Das Haus gehörte einem Köhler, und stand einsam im Walde. Außer einem kleinen Hofe und Garten, war noch hinter dem Hause eine Wiese. Rings umher standen hohe Fichten, nur da, wo die Wiese sich endigte, war ein junges Dickicht.

„Sie haben hier Schnapps:" sagte der Postillon, da er anhielt, allein Otto hatte keine Neigung in das Haus zu treten. Er ging auf die Wiese, indeß Jakob mit dem Postillon ins Haus ging.

In der milden kühlenden Dämmerung fand Otto diesen Ort angenehm. Er setzte sich in der Nähe des Dickichts auf einen umgestürzten Baum, und betrachtete die Einsiedelei und die dunkeln Fichten, durch welche die Abendröthe einzelne Blicke warf.

Eine feierliche Stille umfaßte das Ganze, aber nach einigen Minuten schienen hinter dem Dickicht Menschenstimmen zu kreischen. Otto wendet sich. Er hört sie aufs neue, sie kommen näher, aber sie bleiben undeutlich. Jetzt werden sie lauter, er vernimmt weibliche Töne: — „Willst du mich auch morden?" hört er jetzt deutlich und springt auf. „Ha! Bestie, die du zehnfach gemordet hast!" schreit eine männliche Stimme, und im nächsten Augenblick stürzt ein Frauenzimmer in vornehmer Kleidung durchs Dickicht. — „Auf Gottes Barmherzigkeit!" ruft sie, bleibt an einer Wurzel hängen und fällt.

„Stirb Teufel!“ schreit mit wüthender Geberde und mit gezogenem Hirschfänger ein Mann hinter ihr drein.

„Was soll das!“ ruft Otto gefaßt dem Wüthenden entgegen. Jener hält an, sieht Ottos Gestalt und wirft sich schnell ins Dickicht zurück. „Um Gottes willen, Rettung!“ winselt das Weib auf dem Boden und Otto richtet sie auf.

„Mein Herr — spricht sie jetzt, aber sie unterbricht sich, da sie ihn ins Auge faßt. Gräßliche Züge verzerren ihr Gesicht. Auch Otto starrt mit Schrecken sie an. „Weib!“ ruft er, und tritt zurück. — „Ha! Fluch und Verdammniß auf mich! — Ich bin die Mörderin Deines Vaters! Fluch mir!“ Mit diesem schrecklichen Ausruf stürzt sie sich ihrem wüthenden Verfolger wieder nach.

Da steht nun Otto ohne Besinnung, ohne zu wissen, was er thun soll. Der Auftritt

ist zu schnell, zu gräßlich. — Mathilde hier als Verfolgte — als Rasende, die sich selbst als Mörderin anklagt, indem sie gemordet zu werden fürchtet! Er traut seinem Gesicht, seinem Gehör nicht. Aber noch hört er bei der Betäubung ihre Stimme im Dickicht, und dies bringt ihn zur Besinnung zurück. Ihr nachzudringen, ist zu verwegen, das Mordgeschrei Mathildens und die Unbekanntschaft mit der Gesellschaft, in welcher sie seyn kann, hält ihn davon ab.

Er eilt jetzt in die Köhlerwohnung, und sagt hier, was er sahe und hörte. Jakob ist außer sich. „Gottes Gerichte!“ ruft er aus. — Aber niemand will mit Otto'n. Der Postillon und einige Bauern, die er hier findet, weigern sich, ihm zu folgen. Er bietet Geld, bietet viel, und nun sieht man sich an und entschließet sich. — „Ich gehe voran!“ ruft

Otto ihnen zu und ergreift ein Reisepistol und seinen Degen. Jetzt folgen ihm die übrigen.

„Um Gottes willen, gnädiger Herr, spricht Jakob, indem sie gehen, stürzen Sie sich nur nicht muthwillig in Gefahr.“ — Aber Otto geht rasch auf den Ort zu. Beim Dickicht bleiben sie stehen. Alles ist jetzt still. Otto tritt ins Gebüsch, dringt durch und findet — ha! welch ein Anblick! findet Mathilden hier im Blute, mit verbissenen Zähnen, mit gräßlichen Geberden. — Noch röchelt sie. — Otto ruft ihr zu, sie öffnet die Augen, und starrt ihn mit Blicken der Verzweiflung an. „Ja erkenne mich! spricht sie, im Kampfe des Todes. Ich bin die Mörderin Deines Vaters. — Ich sterbe durch die Hand meines Gehülfen, des Angerloh! — Fluch meinem Leben!“ Sie will noch mehr reden, aber der Tod überwältigt sie. Sie stirbt.

Ihre Erscheinung hier in der Einsamkeit, ihr Geständniß im Tode, ihr schreckliches Ende, alles folgte zu schnell auf einander, als das Otto den Zusammenhang hätte überschauen, und Gewißheit vom Ganzen hätte erhalten können. Er hielt es immer noch für einen Betrug der Sinne, daß Mathilde es wäre. Aber nicht nur er hatte sie erkannt, sie selbst hatte ihn mit Namen genennt, und so entstellt sie jetzt vor ihm lag, so blieben es doch ihre Gesichtszüge, so blieb es doch ihre Gestalt. „Ists denn möglich, Jakob, daß sie es ist!“ rief er aus, und Jakob bestätigte es. „Aber was sie sagte, um Gottes willen, was sie sagte!“

Ottos Herz war in der schrecklichsten Unruhe. Jakob suchte ihn zu beruhigen, allein die Nachricht, sein Vater sey ermordet, durchschnitt seine Seele. „Sie war von jeher bos-

haft, sagte Jakob, sie kann vielleicht zu Ihrer Kränkung es bloß gesagt haben."

„Aber wie kommt sie hierher?"

„Freilich, freilich;" war Jakobs Antwort, und die Vermuthung, daß Mathildens Aussage gegründet sey, zwang sich mit Gewalt ihren Herzen auf.

„Nehmen Sie mirs nicht übel, fiel der Postillon ein, ich glaube das Frauenzimmer gehört zu den Spitzbuben, den die Bauern suchten." — Jetzt besann sich Otto auf Angerlohs Gestalt, und fand Wahrheit in dieser Aussage.

Die zunehmende Dunkelheit der Nacht machte endlich der Sache ein Ende. Otto traf die nöthigen Anstalten. Mathildens Leiche wurde in die Köhlerwohnung gebracht und auf der nächsten Stazion zeigte er den Vorfall an.

Hier wurde er aber auch von der schrecklichen Gewißheit der Ermordung seines Vaters genauer überzeugt. Er fand die Steckbriefe, welche die Mörder verfolgten. Ob Angerloh noch in die Hände der Gerechtigkeit gefallen ist, darüber schweigen die Nachrichten.

So höchst traurig war Ottos Eintritt ins Vaterland. Sein Verlangen nach Gottesheim, nach seinem Vater, war ihm aufs grausamste gehemmt worden. Zu tief nagte der Schmerz in seiner Brust, er wurde krank und konnte Trottlingen jetzt nicht verlassen.

Allgemein war die Theilnahme, die man an seinem Schicksale nahm, und unermüdet die Sorgfalt Jakobs für seinen Herrn. Er schickte im geheim einen Boten an den Landrath von Parnulph und an Philippinen ab, und wendete alles an, um Ottos Gram zu

mildern und durch die väterlichste Pflege seine Gesundheit wieder herzustellen.

„Herr Bergrath," sagte er nach mehreren Tagen, da sich Ottos Kräffte wieder gesammelt hatten, „der Herr Amtmann ist mit seinen Kindern da, Sie zu besuchen. Sie sind ja — "

„Laß den braven Mann herein. Ich bin jetzt mehr im Stande, die Größe seiner Theilnahme zu fassen. Sein Besuch macht mir Freude;" war Ottos Antwort.

„Jakob öffnete dem Amtmann Zelle die Thüre, und der biedere Mann trat mit seinen beiden liebenswürdigen Kindern ein. „Ich komme eigentlich nicht, sagte er, Sie heute zu besuchen, Herr Bergrath; sondern — doch rathen Sie selbst, warum ich Sie bitten will."

„Daß ich die Vergangenheit vergessen, meinem Berufe folgen, und abreisen möchte."

„Nicht doch, Herr Bergrath, wir lassen Sie jetzt noch nicht. Nehmen Sie erst mehr Heiterkeit in Ihre Seele auf. —

Es ist heute ein so freundlicher Tag; in meiner Familie feiern wir ein kleines Fest. Sie sind in soweit hergestellt, daß Ihnen die freie Luft nicht schädlich seyn wird: seyn Sie daher heute unser Gast. Das ists, warum ich Sie bitten will."

„Lieber Mann, mein Gram und Ihre häuslichen Freuden —"

„Werden sich recht gut vereinigen lassen. Wir wollen Ihr Herz nicht bestürmen; nur Zeuge unsrer Freude mögen Sie seyn."

„Aber bedenken Sie wohl —"

„Kinder, geht hin und bittet Ihr. Vielleicht könnt Ihr mehr als ich."

Und die Kinder traten zu Otton und baten mit so unbefangener Herzlichkeit, daß er gerührt wurde. Er hob sie auf seine Arme,

küßte sie mit Innigkeit, und reichte dem Amtmann die Hand.

„Also, Sie kommen?“

„Ja.“

„Aber wir nehmen Sie gleich mit.“

„Ich komme nach.“

„Mein Wagen wartet schon.“

„Lassen Sie mich wenigstens andere Kleider anlegen.“

„Für ein Familienfest sind Sie festlich genug gekleidet. Ich liebe das Prunklose und Herzliche.“

„Aber Ihre Frau, Ihre übrigen Gäste.“

„Finden Sie von gleicher Denkart wie mich.“

Otto folgte also den angelegentlichen Bitten des herzlichen Mannes und setzte sich im schlichten Hauskleide zu ihm in den Wagen. Der ehrliche Jakob aber weinte vor Freuden, und seine Blicke hingen dankbar am Amtmann:

denn heute sah er seinen Herrn zum erstenmal wieder lächeln, zum erstenmal sich der Einsamkeit entziehn.

Im Amthause fand Otto alles so, wie ihm der Amtmann gesagt hatte, nur schienen ihm die Gäste und die Amtmännin zu froh über seine Ankunft zu seyn. Er wiederholte daher dem Amtmann aufs neue heimlich: „nur ein unbemerkter Zeuge Ihrer Freude möchte ich seyn.“

„Das sollen Sie auch Herr Bergrath,“ erwiederte er, und wendete sich zu seinen Gästen: „Freunde, unser Herr Bergrath von Felseck wünscht ganz incognito bei uns zu seyn.“

Man verstand ihn; aber beinahe hätte Otto den Scherz empfindlich aufgenommen. Noch war sein Gefühl zu reitzbar. — Und doch konnte er auch auf die Gutmüthigkeit des theilnehmenden Mannes nicht zürnen. Man unterhielt sich darauf eine Weile, bis der Amt-

mann sagte: „wir wollen den Kaffe im Gartenhause trinken. (Heimlich zu Otto) Es sind noch einige Gäste hinzugekommen, die Ihnen gewiß gefallen werden."

Fast schien es ihm unangenehm zu seyn. Er war mit einem biedern Alten in ein Gespräch gekommen, wobei er sich wohl befunden hatte, und jetzt sollte sich das Verhältniß der Gesellschaft durch neue Mitglieder wieder ändern. Indeß — er folgte mechanisch ins Gartenhaus.

Die Thüre öffnete sich und — der Landrath von Parnulph, Philippine und Norrmann treten ihm entgegen! Da bricht sein Herz, da weint er Thränen, Thränen der Freude, des Wiedersehens! Er umarmt ja jetzt den, der ihm mehr als Vater war, Liebe spricht aus dem Blicke des sanften himmlischen Mädchens und warm und redlich drückt Freundschaft ihm die Hand. Konnte er nun

noch auf den Amtmann, auf seine Zudringlichkeit, auf seine als Einleitung so gut gemeinten Scherze zürnen?

Es waren Augenblicke des seligsten Friedens, welche er jetzt genoß. Er mußte, bei dem hohen Grade der Herzlichkeit und Liebe, die ihm jetzt so unverkennbar entgegen schlugen, die Wunden seiner Seele vergessen; er mußte sich der Freude hingeben, sie drang sich ihm zu mächtig auf.

Das stumme Entzücken, mit welchem man weinte und sich umarmte, ging sofort in einen ruhigern Genuß über. Fragen und Antworten, Bruchstücke einzelner Vorfälle wechselten mit den theilnehmenden Aeußerungen des Amtmanns und seiner Gäste ab, bis endlich die Empfindungen sich in eine allgemeine Unterhaltung auflößten.

Aber wo — bei welchem Herzen konnte Otto eine größere Befriedigung seiner Wün-

sche, eine schönere Erwartung und Hoffnung auf eine tröstende und frohe Zukunft, am sichersten finden, als in Philippinens Herzen? Der Gedanke an sie hatte ihn während seiner Abwesenheit oft beunruhigt. Aber wie sichtbar sprach Liebe, veste Liebe, aus allen ihren Blicken und Mienen! Was nur ein liebevolles jungfräuliches Herz den forschenden Blikken eines Jünglings erwiedern kann, das erwiederte sie den seinigen. — Schön und liebenswürdig hatte er sie verlassen, aber in jeder Sekunde wiederholte es jetzt sein Herz, sie sey noch schöner, noch liebenswürdiger geworden.

Mit ihnen, mit dem väterlichen Landrath, mit Philippinen und Norrmann, reiste dann Otto weiter nach Tornhofen, wo er vom Herzog gnädig empfangen und belohnt wurde. Aber die größte Belohnung für ihn

war unstreitig die Ruhe seines Herzens, die er durch die zärtliche Sorgfalt jener Lieben wieder fand, an welche sich Philippinens Mutter und die Gräfin Falk mütterlich anschlossen. —

„Ihr seyd meine Kinder;" sagte der Landrath an einem Tage, der Otton und Philippinen unvergeßlich blieb; — „das was ich besitze, gehört Euch. In Vollmersgrün genießt die Tage Eurer Liebe!"

Und da fanden sie auch als Gatten ein himmlisches Glück. Nach Vollmersgrün kehrte Otto stets mit gleichem Verlangen in die Arme seines Weibes zurück, wenn ihm Staatsgeschäffte auf gewisse Zeiten entfernt hatten.

Der würdige Landrath und Philippinens Mutter genossen dann noch mehrere Jahre die Freude, Zeugen ihres schönen Lebens zu seyn. Zuerst ging der ehrliche Jakob zur Ruhe, da

er den Erstgebornen seines geliebten Herrn erblickt hatte.

Norrmann erhielt durch Vermittelung des Landraths eine Stelle am Hofe, und sein Fleiß zeichnete ihn bald vortheilhaft aus. Er erhielt einen ehrenvollen Posten, mit dem Charakter eines herzoglichen Raths. Lange suchte er ein Mädchen, ein Ebenbild von Philippinen, die ihn als Gattin beglücken könnte, ohne den Gegenstand seiner Wünsche zu finden. Allein dann, als Hedwig von Ackelstierna Otton den Tod ihres Großvaters gemeldet und den Wunsch geäußert hatte, in seine Nähe nach Deutschland kommen zu können, da unternahm Norrmann auf Ottos Veranlassung die Reise nach Schweden, und schon auf der Rückreise entsprachen die Aeußerungen des liebenswürdigen Mädchens seinen stillen Wünschen. Der Gefährte ihrer Reise nach Deutsch-

land wurde auch der Gefährte ihres Lebens. Mit ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen kaufte er ein kleines Gut in der Nähe von Vollmersgrün, und erhöhte dadurch das Glück Ottos und Philippinens noch mehr durch seine und durch seiner Hedwig nachbarliche Freundschaft.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Druckfehler

im ersten Bande.

Seite 6 Zeile 18 Jhn l. Jhm.
— 14 — 1 Einen l. Einem.
— 19 — 17 Laubahn l. Laufbahn.
— 27 — 6 Holde l. Halde.
— 31 — 14 Stuben l. Stube.
— 69 — 19 den Knaben l. dem
— 99 — 15 gar l. gern.
— 99 — 17 wahrhafteste l. nahrhafteste.
— 108 — 13 an rothen l. von rothem
— 150 — 18 vielen l. fielen.
— 161 — 10 ihr Ansehen l. Absehen.
— 161 — 15 verdrießliche l. verdienstliche.
— 183 — 10 nicht vergessen l. nicht zu vergessen
— 200 — 16 lächelnden l. lächelndem.
— 215 — 5 dem besten l. den
— 221 — 6 Zügeln l. Ziegeln.
— 231 — 2 Tempa l. Tempe.
— 240 — 1 dem l. den.
— 248 — 9 das l. daß.

Im zweiten Bande.

Seite 7 Zeile 14 mein herzlicher l. ein.
— 12 — 11 die Worte ohne Pension gedient sind überflüßig.
— 29 — 15 will sie ja haben l. heben.
— 114 — 19 das l. daß Eifersucht
— 144 — 15 meinen l. meinem Verwalter.
— 148 — 15 auffalde l. auffallende.
— 152 — 7 Wege l. Wegen.
— 153 — 9 viel schreiben. l. viel zu schreiben
— 202 — 14 reiche Hülle l. Fülle.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

569

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmiedtgen, Johann Gottfried Daniel,

Die Liebe am See bei Vollmersgrün

Bd.: 2

Eisenberg 1807

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.165(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090262-9